



Kantonsschule Zürich Nord
Lang- und Kurzgymnasium
Fachmittelschule

**Nord
pool**

Schulmagazin
Nr. 15
Juni 2022

Generationen



Editorial **04**
Aus der Schulleitung **05**

Fokus

Generation Alpha: **06**
Eltern müssen sich warm anziehen **08**
Meine Grosseltern und ihre Zukunft **09**
Interview mit meinem «Grosi» **10**
Früher – ja, da war vieles anders ... **11**
Wie die Schule sich wandelt **12**
Verschiebungen **13**
Jung gegen Alt – oder doch nicht? **14**
Alt und Jung an einem Ort

Unterricht

Fachschaft Musik **16**

Am Poolrand

Von Mord und Liebe **26**

Persönlich

Schulwege **28**

Auswärts

Zwei Lateinlehrer auf der Suche nach **29**
Draculas Gebiss **34**
Auf nach Spanien und Kanada



Obschon – oder gerade weil – die Texte zu unserem Fokusthema «Generationen» aus ganz verschiedenen Perspektiven geschrieben sind, zeigen sich «Verständigung», «Respekt» und «Vertrauen» als zentrale Begriffe: Sei es, dass es um die Fürsorge der Eltern gegenüber ihren (noch nicht erwachsenen) Kindern geht – woran sich einige Jahrzehnte später die Fürsorge der (erwachsenen) Kinder gegenüber ihren (alten) Eltern anschliessen wird –, oder dass es um das Vertrauen in die jüngere Generation geht, wenn sie ihre positiven und negativen Erfahrungen im Leben sammelt. Gemachte Erfahrungen lassen sich zwar erzählen, aber junge Leute müssen viele davon doch selbst durchleben, die Eltern können mit ihren Erlebnisberichten den Kindern keine «Abkürzung» bieten.

Die Texte zeigen auch, dass den peers der eigenen Generation eine wichtige Rolle zukommt. Hier habe ich als ältere Person den Eindruck, dass die Schülerinnen und Schüler heute weniger gemeinsame Traditionen der Familie oder der eigenen Kultur mit auf den Weg bekommen – manchmal wird sogar die Bedeutungslosigkeit von Geschichte und Tradition postuliert.

Mit der Familie und peers Lebensabschnitte zu bewältigen, Erfahrungen zu sammeln, den Horizont zu erweitern bedeutet letztlich, sich in der Welt heimisch und zugehörig zu fühlen und sie gestalten zu wollen – auch das lässt sich aus den Texten herauslesen.

Beim Schreiben kam mir eine Erinnerung an meine Mutter, die kulturell und politisch immer sehr interessiert war, aber ab einem gewissen Zeitpunkt sich nicht mehr heimisch fühlte in der damaligen Gegenwart, was ich als damals junge Frau nicht verstehen konnte. Bei gewissen aktuellen Themen ergeht es mir als älterer Person mittlerweile ähnlich – was mich nicht wenig irritiert! – Was kann man da machen? Ich hoffe, dass ich mit der jüngeren Generation im Gespräch bleibe und die jüngere Generation mit mir, ohne dass sie mich mit einem saloppen «OK, boomer» abserviert. Die anstehenden Probleme, für die wir Lösungen suchen müssen, sind zu gross und lassen sich nur mit vereinten Kräften, also nur im Austausch und der Diskussion von Standpunkten angehen.

Woher kommt die Energie für die Auseinandersetzung mit verschiedensten Gesichtspunkten und für das gemeinsame Suchen nach Wegen? Eine Antwort liefern die von Schülerinnen und Schülern selbständig gestalteten Seiten und die Berichte zu Sabbaticalprojekten und Auslandsaufenthalten in diesem Heft. Auch für mich selber kann ich die Frage gut beantworten: Ich brauche Freiräume und Zeit, um Neues zu erkunden, neue Eindrücke zu sammeln, Interessen zu entwickeln – und damit unterscheide ich mich wohl nicht allzu sehr von der jungen Generation.

Ingrid E. Harker

In der Schulleitung verbinden wir mit dem Begriff «Generationen» vor allem die Schülergenerationen, die unsere Schule je nach Ausbildungsgang in sechs, vier oder drei Jahren durchlaufen. Während unsere Schülerinnen und Schüler die KZN nur einige Jahre erleben, bleiben die Lehrpersonen teilweise ein ganzes Berufsleben an unserer Schule und erleben, wie sich diese Generationen im Laufe der Zeit verändern und von unterschiedlichen gesellschaftlichen und technologischen Einflüssen geprägt werden. Die aktuelle Generation wurde sicher durch die Erfahrungen der Corona-Pandemie geprägt und hat in dieser Pandemie mit der totalen Schulschliessung, dem Fernlernen und den Schutzkonzepten Erfahrungen gemacht, die vorangegangene Generationen von Schülerinnen und Schülern nicht machten, und die wir zukünftigen Generationen nicht wünschen. In die KZN treten derzeit Schülerinnen und Schüler ein, die hinsichtlich ihrer Bildung durch den Lehrplan 21 geprägt wurden. Für die KZN stellt dies eine Herausforderung dar, da das Vorwissen, das jetzt beim Eintritt in die Mittelschule vorhanden ist, ein anderes ist als noch vor ein paar Jahren. Die momentan gültige Maturitätsverordnung wurde im Jahr 1995 in Kraft gesetzt. Zu jenem Zeitpunkt steckte das Internet verglichen mit heute noch in den Kinderschuhen und wurde in der Bildung kaum eingesetzt. Durch die permanente Verfügbarkeit von Informationen verliert der reine Wissenserwerb in den Schulen an Bedeutung. Immer wichtiger werden dagegen das konzeptionelle Verstehen von Zusammenhängen, das kritische Einordnen, Gewichten und fächerübergreifende Nutzbarmachen von Informationen. Zudem sind Grundkenntnisse in Informatik und die digitale Kommunikation essentiell. Vor diesem Hintergrund ist es nicht erstaunlich, dass auf eidgenössischer und kantonaler Ebene nach den Arbeiten zum Lehrplan 21 nun auch die Strukturierung der Mittelschulbildung überdacht wird. Bereits im nächsten Schuljahr 2022/23 wird Informatik in der Oberstufe des Gymnasiums zum obligatorischen Fach. Ab dem Schuljahr 2023/24 wird voraussichtlich das neue Schulprogramm der FMS in Kraft gesetzt, das neben Informatik noch weitere zukunftsgerichtete Elemente enthält. Zudem wird der Bund wohl noch in diesem Jahr die neue Maturitätsverordnung erlassen, die voraussichtlich 2026 eingeführt wird.

Die Bildung passt sich also langsam, aber stetig den neuen gesellschaftlichen Gegebenheiten an. Wir werden an der KZN ab nächstem Schuljahr aus eigener Initiative zudem einen grossen Teil unserer Klassen auf BYOD (**B**ring **y**our **o**wn **d**evice) umstellen. Unsere Schülerinnen und Schüler werden zukünftig mit ihren eigenen Geräten im Unterricht arbeiten. Gleichzeitig werden wir Lehrpersonen unser didaktisches Repertoire laufend erweitern, damit die Computer nicht nur zum digitalen Notizblock werden, sondern im Unterricht einen echten pädagogischen und didaktischen Mehrwert darstellen. Wir hoffen, so künftige Generationen unserer Schülerinnen und Schüler besser auf die Lernwelt der Universitäten und Fachhochschulen und die Arbeitswelt vorzubereiten.



Bei all den Veränderungen ist es mir aber wichtig zu betonen, dass auch in der zukünftigen Bildung der Mensch im Mittelpunkt stehen muss. Es ist uns ein wichtiges Anliegen, dass sich unsere Schülerinnen und Schüler an der Schule wohl fühlen, körperlich und geistig gesund sind und auch neben der Schule ihre Hobbies und Leidenschaften pflegen können. Aus diesem Grund beschäftigen wir uns derzeit in der Schulleitung intensiv mit dem Aspekt der Belastung von Schülerinnen und Schülern. Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts war der Begriff der «Überbürdung» der Mittelschüler und Mittelschülerinnen in aller Munde. Durch die Einführung der Naturwissenschaften bei fast gleichbleibender Stundenzahl der übrigen Fächer waren die damaligen Mittelschülerinnen und Mittelschüler so stark überfordert, dass psychische Erkrankungen stark anstiegen. Diese Fehler, die vorangegangene Generationen machten, dürfen wir bei den anstehenden Veränderungen keinesfalls wiederholen. Welche Eigenschaften auch immer den «Millenials», der «Generation Z» oder «Alpha» zugesprochen werden: ich bin mir sicher, dass unsere Jugend nach wie vor neugierig, wissbegierig, leistungsbereit und leistungsfähig ist, wenn wir sie mit geeigneten Inhalten und Methoden fördern. Die Tatsache, dass unsere aktuelle Generation von Schülerinnen und Schülern die Corona-Schutzmassnahmen mit sehr viel Verantwortungsbewusstsein umsetzte, obwohl sie nicht zu den primär gefährdeten Personengruppen gehörte, stimmt mich sehr zuversichtlich, dass sie fähig und willens ist, Verantwortung für sich und die Gesellschaft zu übernehmen.

Andreas Niklaus

Andreas Niklaus, Rektor KZN

«Generation Alpha»

Text Rüdiger Maas
(Psychologe, Forscher und Autor)

In seinem Buch *Generation lebensunfähig: Wie unsere Kinder um ihre Zukunft gebracht werden* und in seinem Leitartikel zu unserem Fokusthema «Generationen» widmet sich der Generationsforscher Rüdiger Maas der Frage, welche Herausforderungen auf Eltern in der Erziehung der «Generation Alpha» wartet. So mancher Generationsunterschied, nicht nur in der Erziehung, mag bedrohlich wirken, vieles aber verbindet die Generationen auch. Unsere Autorinnen und Autoren machen sich auf die Spur dieser Klüfte und Brücken zwischen den Generationen – in Familie, Schule, Politik und Zusammenleben.

Eltern müssen sich warm anziehen

Text Rüdiger Maas (Psychologe, Forscher und Autor)

An einem Dienstagmorgen im Winter: Heute hat sich in München die Temperatur bei zwei Grad Celsius eingependelt. Emma steht ohne Winterjacke und lediglich mit einem T-Shirt von *Frozen II* bekleidet fröstelnd vor der Kita. Armes Deutschland?

Emma kommt mitnichten ohne Jacke, weil sich ihre Eltern keine neue Jacke leisten können. Ungeduld gepaart mit Überbehütung ist der Grund hierfür. Überbehütung nennt man den Erziehungsstil, wenn Kinder mit allem überschüttet werden, auch mit Entscheidungskompetenz. Zum Beispiel beim Anziehen im Kleinkindalter: Viele Eltern lassen zu, dass das Kleinkind selbst entscheidet, was es anzieht. Vielleicht aus Zeitgründen. Auf jeden Fall lernt Emma bereits früh, sich so gut durchzusetzen, auch wenn es ihrer Gesundheit abträglich ist. 15,25 Prozent der Kinder werden nach Meinung der pädagogischen Fachkräfte überbehütet. Unter den acht- bis neunjährigen Jungen geniessen sogar 26,85 Prozent Überbehütung.

Man könnte nun vermuten: Naja, wenn es die Eltern morgens nicht schaffen, Emma für Kleidung zu begeistern, die der Saison entspricht, wird Emma es wohl am eigenen Leib erfahren müssen. Immerhin hat sie es doch heute Morgen selbst gespürt, dass es draussen echt eisig und eine Winterjacke unverzichtbar ist. Wird Emma am Mittwochmorgen bei vergleichbar niedrigen Temperaturen wieder frierend vor der Kita stehen?

13 Prozent der Kinder bis zwölf Jahre kommen regelmässig nicht wetterentsprechend gekleidet in die Betreuungseinrichtung. Bei den acht- bis neunjährigen Kindern sind es regelmässig sogar 16,73 Prozent. Das hat das Institut für Generationenforschung in einer bundesweiten repräsentativen Befragung herausgefunden. Es hat hierfür über 1500 pädagogische Fachkräfte zu deren Meinung zu den insgesamt über 22500 Kindern in den Betreuungsgruppen befragt. Die Ergebnisse der Studie lassen darauf schliessen, dass eine neue Generation an Kindern heranwächst, die sich durch spezifische Merkmale, bestimmte Werthaltungen und Meinungen auszeichnet.

An alle Eltern, die auch ihre «Emmas» zu Hause nicht warm anziehen können: Emma wird auch am Mittwoch frierend vor der Kita stehen. Mit dem Unterschied, dass sie diesmal ihr neues Kleid von *My little pony* trägt und die Temperatur auf drei Grad Celsius gestiegen ist. Die Wurzel des Übels liegt in den Erwartungen der Eltern an die Kinder: Eltern unterstellen ihren Kindern rationale Gedankenprozesse, eben solche, zu denen Erwachsene fähig sind, und erwarten von ihren Kindern, dass sie wie Erwachsene handeln. Das Problem: Kinder handeln wie Kinder, Jugendliche wie Jugendliche und Erwachsene wie Erwachsene.



Buchcover *Generation lebensunfähig*
(Bild m-vg.de)

Meine Grosseltern und ihre Zukunft

Text Elisa Steinmann, N5h

Was wird kommen? Das ist eine Frage, die man nur schwer beantworten kann. Die Zukunft bleibt ungewiss, und dies nicht nur für uns, sondern das war schon für alle vorherigen Generationen so. Bereits meine Grosseltern machten sich Sorgen um ihre Zukunft. Es war Nachkriegszeit, als sie aus der Schule kamen und nur wenig Geld zur Verfügung hatten. «Wie geht es weiter?», fragten sie sich. Eines war sicher: Man musste arbeiten. Meine Grossmutter sorgte sich um die Berufswahl, schliesslich wurde sie als Krankenschwester ausgebildet. Für meinen Grossvater war es selbstverständlich, dass er der Familie auf dem grossen Landwirtschaftsbetrieb helfen musste, von morgens früh bis abends spät. «Es war eine harte Zeit», sagte er mir bei unserem Gespräch.

Wenn man in einer armen Familie aufwächst, lernt man sparen. Sparen und Arbeiten sind die wichtigsten Werte, die meine Grosseltern von ihren Eltern übernommen haben, aber auch Hilfsbereitschaft, Frieden und Anstand. Auf Harmonie in der Familie legten sie viel Wert und auch auf das Nicht-nachtragend-Sein nach einem Streit. Meine Grosseltern haben versucht, die Werte von ihren Eltern bestmöglich ihren Kindern weiterzugeben. Mit diesen Werten wurde ich schliesslich, zwei Generationen später, auch aufgezogen. Es sind auch die Werte, die mich als Person ausmachen, die machen, dass ich so bin, wie ich bin. Meine Geschwister und ich sind alle unterschiedlich, doch mit diesen Werten vom Ursprung her alle gleich.

Meine Grosseltern bewundern ihre Eltern für das Durchhalten während der schweren Zeit und dafür, dass sie trotz ihrer schwierigen Lage eine gewisse Fröhlichkeit und Zufriedenheit ausstrahlten. Und sie schreiben den Eltern gut, dass sie gut für ihre Kinder schauten, obwohl sie nicht viel hatten.

Eine Familie sollte mindestens einmal am Tag zusammen essen, finden meine Grosseltern. Dann hat man Zeit für Familiengespräche und alles wird irgendwie besprochen. Zum Beispiel was alles im Laufe des Tages passiert ist oder wie es in der Schule läuft. Viele verschiedene Diskussionen werden geführt und zwischendurch wird auch mal gestritten, wenn jemand vom anderen «verrätcht» wurde. Streit gibt's in jeder Familie, sagen sie. Die Tradition, einmal zusammen zu essen, haben wir beibehalten. Bei uns in der Familie ist immer viel los ist, weshalb es vorkommt, dass wir uns manchmal nur beim Essen sehen. Gemäss meiner Be-

urteilung stärkt ein solcher gemeinsamer «Event» den Familiengeist, eben auch aufgrund der Diskussionen. Jeder kann seine Meinung sagen und wenn es ein Problem gibt, sucht man gemeinsam nach einer Lösung. Wir teilen unsere Erfolge und bei Beschwerlichkeiten halten wir alle zusammen.

Das Handy verwenden meine Grosseltern meistens für das Lesen der Zeitung, um informiert zu sein, was in der Welt so geschieht. Zum Telefonieren wird das Smartphone eher weniger benutzt, mehr jedoch für WhatsApp und das Beantworten von Emails. Im Gegensatz zu ihnen verbringe ich meine Online-Zeit am Handy viel auf verschiedenen Social-Media-Plattformen. Das meiste Geld geben meine Grosseltern für die Gesundheit aus, fast schon mehr als für den Hauszins. Die beiden fest budgetierten Blöcke sind gefolgt von Ausgaben für das Essen, verschiedene Abonnements, für Reisen und andere Vergnügen, wie ins Restaurant zu gehen. Den sparsamen Umgang habe ich von ihnen zum Glück gelernt. Geld, das ich durch Nebenjobs verdiene, kommt in mein «Sparkässeli». Ich möchte mir damit später vielleicht ein Auto kaufen oder einen Austausch finanzieren. Mein Ziel ist es, finanziell möglichst unabhängig von meinen Eltern zu sein.

Stolz auf ihre Generation sind meine Grosseltern zum einen wegen der Fortschritte, die sie gemacht hat. So haben ihre Vertreterinnen und Vertreter zum Beispiel sämtliche Autobahnen gebaut. Man kannte solche Strassen zuvor nur von Amerika oder Deutschland. Es kamen die ersten Schwarz-Weiss-Fernseher, die zwar nur etwa vier Sender ausstrahlten, aber spektakulär waren! Man brauchte gar nicht mehr Sender, die vier reichten völlig aus. Was das Telefon anbelangt, so kamen anfangs die Nachbarn zu meinem Grossvater, um für etwa 20 bis 30 Rappen ein Telefonat zu führen, weil sie kein eigenes Telefon hatten. Innerhalb von zehn Jahre hatte jedoch praktisch jeder und jede ein Telefon zu Hause. Nun steht unsere Generation vor der Zukunft und was kommen wird, wird kommen. Mit der richtigen Einstellung und den Werten, die uns vermittelt worden sind, werden wir schwierige Zeiten überstehen und positive Zeiten geniessen können.

Stolz auf ihre Generation sind meine Grosseltern zum einen wegen der Fortschritte, die sie gemacht hat. So haben ihre Vertreterinnen und Vertreter zum Beispiel sämtliche Autobahnen gebaut. Man kannte solche Strassen zuvor nur von Amerika oder Deutschland. Es kamen die ersten Schwarz-Weiss-Fernseher, die zwar nur etwa vier Sender ausstrahlten, aber spektakulär waren! Man brauchte gar nicht mehr Sender, die vier reichten völlig aus. Was das Telefon anbelangt, so kamen anfangs die Nachbarn zu meinem Grossvater, um für etwa 20 bis 30 Rappen ein Telefonat zu führen, weil sie kein eigenes Telefon hatten. Innerhalb von zehn Jahre hatte jedoch praktisch jeder und jede ein Telefon zu Hause. Nun steht unsere Generation vor der Zukunft und was kommen wird, wird kommen. Mit der richtigen Einstellung und den Werten, die uns vermittelt worden sind, werden wir schwierige Zeiten überstehen und positive Zeiten geniessen können.

Anmerkung der Redaktion: Rüdiger Maas ist Gründer und Leiter des Instituts für Generationenforschung in Deutschland. Er ist auch Autor verschiedener Fachbücher, unter anderem des Bestsellers *Generation lebensunfähig: Wie unsere Kinder um ihre Zukunft gebracht werden*.

Interview mit meinem «Grosi»

Text Liv Müller, U1c

Ich stellte meiner Grossmutter ein paar interessante Fragen zum Thema «Generationen» und zu ihrer Sichtweise dazu. Es ging unter anderem um die Unterschiede zwischen Generationen, Prioritäten in jungen Jahren, Solidarität, Errungenschaften und Umgang mit Geld.

Zum Start ein paar Hintergrundinformationen zu meiner Grossmutter: Meine Grossmutter, Heidi M., wuchs in Biel als jüngste von vier Schwestern auf, heiratete später und zog mit ihrem Mann in den Kanton Aargau, wo sie heute noch in einem grossen Haus wohnt.

Als erstes interessierte mich die zentrale Frage, wo sie die grossen Unterschiede zwischen den Generationen sieht. Sie meinte, im Wesentlichen seien es die «Erfahrungen». Ich hätte jetzt sicher noch eine Weile lang mit ihr über die konkreten Erfahrungen sprechen können, aber das wäre vermutlich eher ein längeres Interview geworden, wenn man bedenkt, dass meine Grossmutter demnächst 80 Jahre alt wird.

Ich habe mir daraufhin überlegt, inwiefern sich ihre Erfahrungen von meinen Erfahrungen unterscheiden oder unterscheiden werden. Fest steht, dass wir in ganz unterschiedlichen Zeiten aufgewachsen sind und unser Leben durch ganz andere Ereignisse und Lebensabschnitte geprägt sind oder sein werden. Auch hat die ältere Generation vieles schon hinter sich, was die jüngere noch vor sich hat. Die jüngere Generation ist noch in der Ausbildung und wird sich in den kommenden Jahren mit der Berufswahl und anderen Dingen, die den Lebensweg bestimmen, auseinandersetzen.

Was beschäftigte meine Grossmutter im Alter von 13 bis 18 Jahren? Auf diese Frage antwortete sie, dass die Lehrstelle ein wichtiges Thema war. Sie findet, dass es damals nicht so eine grosse Berufsauswahl gab wie heute. Teilweise waren Berufe nur für den Mann bestimmt und die Frau musste auf die Kinder aufpassen. Ich bin gerade 13 geworden, daher kann ich diesbezüglich nicht aus Erfahrung sprechen. Jedoch finde ich, dass in diesem Alter, oder vielleicht auch etwas später, eine der wichtigsten Entscheidungen, nämlich die Berufswahl, gefällt werden muss und daher sehr wichtig ist. Ich freue mich, dass Frauen heute beruflich mehr Möglichkeiten haben, als sie damals hatten.

Auf die Frage, wie sie zur Solidarität stehe, antwortete sie, dass es in erster Linie eine Frage des Teilens sei. Sie findet Solidarität innerhalb der Schweiz, Europa und der ganzen Welt sehr wichtig. Etwas störend findet sie, dass Leute, die Geld bekommen, dies nicht immer zu

schätzen wissen und es für Dinge ausgeben, die nicht absolut notwendig sind.

Ich finde Solidarität auch sehr wichtig. Es gibt Leute, denen es nicht so gut geht und die Hilfe benötigen würden. Da sollte man helfen und sie auch unterstützen, damit sie ihr Leben nach ihren Vorstellungen gestalten können.

Als ich sie fragte, ob ihre Generation heute anders mit Geld umgehe als in jungen Jahren, sagte sie, dass man früher mit viel weniger Geld auskommen konnte. Man musste, wenn man etwas haben wollte, dafür sparen. Heute, findet sie, habe man das Gefühl, dass es selbstverständlich sei, dass man alles habe oder dass man es sich gleich kaufen könne, ohne lange darüber nachzudenken. Dazu erzählte sie mir eine Geschichte, die sie selbst erlebt hatte: Als sie vor vielen Jahren mit ihrem Mann ein Haus baute, hatten sie zwei Jahre lang keinen Telefonanschluss. Ein Telefonanschluss war nicht selbstverständlich. Ihr Mann musste eine Zeit lang zur Feuerwehr. Weil er erreichbar sein musste, installierte ihnen die Gemeinde einen Telefonanschluss.

Ich fragte meine Grossmutter: «Worauf bist du stolz, was deine Generation gemacht hat?» Sie antwortete: «Wir sind mit wenig Geld gut ausgekommen und haben dennoch viel erreicht.»

Auf die Frage, ob es wichtig sei, dass die Familie mindestens einmal pro Tag miteinander esse, sagte sie, als ihre Kinder noch bei ihr wohnten, war ihr das Zusammensein beim Essen sehr wichtig. Sie findet es schön, wenn man sich beim Essen sieht. Es ist eine gute Gelegenheit, um miteinander zu sprechen und sich auszutauschen. Ohne gemeinsames Essen käme auch das Familienleben deutlich zu kurz. Abgesehen davon, sei es praktischer, wenn man für die ganze Familie kochen könne und nicht jeder für sich schauen müsse.

Meine Meinung dazu: Ja, das ist mir wichtig, sogar sehr. Besonders dann, wenn die Eltern viel arbeiten und sie sich und ihre Kinder während dem Tag nicht so oft sehen. Bei einem gemeinsamen Essen kann man sich gegenseitig erzählen, was man erlebt hat oder was einen beschäftigt. Manchmal ist es einfach schön, mit der ganzen Familie Zeit zu verbringen.

Die Frage, ob und wofür sie ein Handy benutze, beantwortete sie folgendermassen: Sie sagte, dass sie keines besitze. Im Moment brauche sie keines, es gehe auch ohne. Sie war auch nie besonders neugierig darauf, eines zu kaufen und damit ein bisschen zu experimentieren. Sie findet, dass sie Freunde oder Bekannte auch sonst erreichen könne und dass der persönliche Austausch schöner sei als über das Telefon. In der Zukunft könnte sie sich allerdings vorstellen, eines zu kaufen, rein zur Sicherheit. Wenn sie beispielsweise im Garten

ist und etwas passieren würde, dann wäre es schwierig jemand zu benachrichtigen. Dann wäre es ihr lieber, sie hätte ein Handy in der Hosentasche.

Ich hingegen benutze das Handy hauptsächlich, um mit Freundinnen und Freunden in Kontakt zu bleiben. Und manchmal einfach, um Wartezeiten zu überbrücken. Vermutlich bin ich diesbezüglich nicht viel anders als andere Gleichaltrige.

Die nächste Frage, die wir beide beantwortet haben lautete: «Schaust du zuversichtlich in die Zukunft?»

Mein «Grosi» sagte, sie sei im Grossen und Ganzen zuversichtlich. Sie hofft, dass sie nicht krank wird und sie ihr Leben wie bisher weiterführen kann. Zurzeit sieht es ganz danach aus. Sie ist «glücklich und zufrieden».

Ich bin auch zuversichtlich. Die heutige Generation kann noch viel erreichen und erleben.

Woran wird sich die «jüngere» Generation in 30 Jahren erinnern?

Sie findet, diese Frage sei nicht einfach zu beantworten. Sie vermutet, dass wir uns an Corona und leider auch an den Krieg in der Ukraine erinnern werden.

Ich denke, dass man sich an grössere Ereignisse wie Corona erinnern wird. Aber auch an die erreichten Ziele, sowie an richtige wie auch falsche Entscheidungen, die wir gemeinsam oder auch einzeln getroffen haben. Und persönlich hoffe ich, dass die Erinnerungen an glückliche Momente einen grossen Platz einnehmen werden.

Früher – ja, da war vieles anders ...

Text Brigitte Inauen (Englisch)

Wenn ich an meine Zeit als Schülerin der KSOe von 1972 bis 1978 denke und diese mit dem jetzigen Schülerdasein vergleiche, kommen mir vor allem Dinge in den Sinn, die es damals nicht gab. Im folgenden Text beschreibe ich collageartig einige zufällig ausgewählte Aspekte aus dem damaligen Schülerleben.

Nachprüfungen: Ich mag mich an keine erinnern. Damals herrschte das Prinzip der sogenannten «Bringschuld». Das heisst, wir mussten uns selbst darum kümmern, bei allen Prüfungen anwesend zu sein. Verpassten wir eine, war das Pech, weil dies vielleicht gerade die entscheidende Note gewesen wäre, um den Schnitt noch zu erhöhen. Es war also in unserem ureigensten Interesse, an den Prüfungstagen fit zu sein.

Überraschungsprüfungen: Je nach Lehrer oder Lehrerin mussten wir immer mit einer unangekündigten Prüfung rechnen, da wir entweder im Unterricht zu wenig geleistet hatten oder wir auf Trab gehalten werden sollten.

Mündliche Noten (alias Mitarbeitsnote): Diese gab es zu meiner Zeit offiziell nicht, die mündliche Mitarbeit wurde höchstens inoffiziell zum Auf- oder Abrunden verwendet. Allerdings konnten wir aufgrund unserer Leistungen im Unterricht sehr wohl einschätzen, in welche Richtung sich die Note entwickeln würde. So oder so gab es aber keine Diskussionen mit den Lehrpersonen, weder über Noten einzelner Prüfungen noch über die Zeugnisnote.

Selbstorganisiertes Lernen (SOL): Diese Lernform existierte damals nicht. Meistens bekamen wir Hausaufgaben, die bis zur nächsten Lektion gemacht werden mussten. Ganz selten gab es mal einen Gruppenauftrag, für den dann auch mehr Zeit zur Verfügung stand. Die hauptsächliche Unterrichtsform war der Frontalunterricht. Die Maturitätsarbeit wurde erst im Jahr 1996 eingeführt, sodass wir zu Beginn des Studiums als erstes lernen mussten, wie man für eine Arbeit recherchiert und was das Verfassen einer akademischen Arbeit alles beinhaltet.

Lektionsanfang: Es kam höchst selten vor, dass jemand nach dem Läuten noch mit dem Bereitlegen des Schulmaterials beschäftigt war. Das hing bestimmt auch damit zusammen, dass wir uns im Untergymnasium, also in den ersten zwei Jahren, bei Erscheinen der Lehrperson zu erheben hatten. Damit war allen klar, dass die Lektion angefangen hatte.

Schulmaterial: Weil wir vor der Erfindung des Computers und des Internets zur Schule gingen, war sämtliches Schulmaterial analog. Arbeitsblätter wurden selten verteilt, da wir in der Regel in jedem Fach ein sogenanntes Arbeitsheft führten. So verbrachten wir im Unterricht viel Zeit damit, von der Tafel abzuschreiben. Man erwartete von uns, sämtliches Material dabeizuhaben. Ganz deutlich erinnere mich an folgende Episode: Einmal kam mir auf dem Schulweg in den Sinn, dass ich mein Lateinzeug zu Hause vergessen hatte. Aus lauter Angst, dies der Lehrerin beichten zu müssen und von ihr gerügt zu werden, fuhr ich quer durch die Stadt wieder nach Hause, um die Sachen zu holen. Lieber verpasste ich die ersten zwei Lektionen, als diese Schmach vor der ganzen Klasse über mich ergehen lassen zu müssen.

Sexuelle Aufklärung: Für dieses Thema gab es damals keine speziellen Lektionen. Jeder Biologielehrer integrierte das Thema mehr oder weniger ausführlich in seinen Unterricht. Dabei ging es vor allem um die Zeugung eines Kindes respektive um Verhütungsmittel. Sexuelle Gesundheit kam nicht zur Sprache. Hingegen wurde Homosexualität dem damaligen Internationalen Krankheitsverzeichnis (ICD) der WHO entsprechend als Krankheit betrachtet.

Arbeitswochen, Exkursionen und Reisen: Arbeitswochen fanden keine statt, und ich kann mich lediglich an zwei Exkursionen während der sechseinhalbjährigen Schulzeit erinnern: eine Geographie-Exkursion in den Jura und eine Geschichtsexkursion zum Thema barocke Kirchen in Süddeutschland. Die einzige Reise ins Ausland, die wir als Klasse durchführten, fand kurz vor der Matura statt, wurde von zwei Lehrpersonen geleitet und beinhaltete fächerbezogene Aktivitäten.

Wie die Schule sich wandelt

Text Leon Šikić, U1c

Stell dir mal vor, du hättest nur zwei Hefte für die Schule. Eines für Mathematik und eines zum Hineinschreiben. Heute haben wir für fast jedes Fach mindestens ein Heft. So war es aber, als meine Grossmutter in die Schule ging. Laut ihr konnten sie in den Biologieunterricht Sachen aus der Natur mitnehmen, um dann über sie zu sprechen. Sie hatten einen grossen Schulgarten und meine Grossmutter erzählte, sie hätten dort Sachen gepflanzt und die Köchin hätte dann Pausenessen daraus zubereitet. An Fächern hatte es aber damals nicht gefehlt. Mein Grossvater sagt, sie hätten fast alle heutigen Fächer gehabt. Damals hatte man schon eine recht gute Schule; sie ging zwölf Jahre in die Schule. Hausaufgaben hatten sie schon damals und zwei meiner Grosseltern sind sich einig, dass sie recht viele hatten. Alle meine Grosseltern sind sich einig, dass es sehr schön war, in die Schule zu gehen. Meine Mutter hingegen sagt, ihr habe es in der Primarschule nicht gefallen, aber das Gymnasium sei die schönste Zeit ihres Lebens gewesen, weil sie einen fixen Plan hatte, wann sie wo zu sein hatte. Sie erzählte auch, dass sie nicht immer auf dem direktesten Weg nach Hause gegangen sei. Sie wollte eigentlich Mathematiklehrerin werden, ihr Studienabschluss wurde in der Schweiz aber nicht anerkannt. Aus meinen Interviews zeigt sich, dass immer weniger Hausaufgaben aufgegeben werden, weil alle meine (Gross)Eltern behaupten, sie hätten nach der Schule etwa drei Stunden für die Hausaufgaben gebraucht, und dass wir heute kürzere Schulwege haben. Meine Grossmutter musste nämlich eine halbe Stunde in die Schule laufen, mein Onkle hingegen benutzte – wie er sagte – eine «Abkürzung», die dann allerdings eine Stunde dauern konnte.

Mein Fazit: Nicht alles ist anders heute.

Verschiebungen

Text Rahel Beeler (Deutsch und Mathematik)

Manchmal packt mich das Grauen. Auf dem Weg zur Schule, wenige Meter, nachdem ich den Bahnhof verlassen habe. Nicht von hinten überfällt es mich, sondern von vorn. Mit den roten Krallen der Leuchtschrift «Perron 9» auf dem alten MFO-Gebäude will es mich fassen ... Tapfer gehe ich weiter, während es von innen gegen meine Stirn hämmert: «Du könntest umkehren. In 15 Minuten bist du am Hauptbahnhof. Von da fährt ein Zug nach Paris, nach Venedig – Hamburg reicht auch. Beweg dich endlich!» Ich bewege mich: nach vorn, nicht zurück zum Bahnhof. Vorbei an diesem gelblichen Backsteingebäude, das auf mich herabgrinst und höhnisch fragt: «Wie oft bist du schon an mir vorbeimarschiert? Wie lange machst du das schon? 25 Jahre? Im Ernst? Ich hab' mich in der Zeit mehr bewegt als du.»

Vielleicht. Um 60 Meter ist das Gebäude verschoben worden vor ... lassen Sie mich googeln ... vor 10 Jahren. 10 Jahre? Das bedeutet, dass keine der heutigen Schülerinnen dabei war, als die 5600 Tonnen in Bewegung gesetzt wurden. Auch eine ganze Generation von Junglehrern weiss davon nichts, erinnert sich allenfalls schwach an Medienberichte über dieses Oerlikoner Grossereignis, das längst «Geschichte» ist. Meine Gegenwart dagegen scheint dieselbe zu sein seit 15 Jahren – seit ich nach einem kurzen Intermezzo an der Uni als Lehrerin an die Schule zurückkehrte, die ich selbst als Schülerin besucht hatte. Meinen madrilenischen Seitensprung, 2015–2018, unterschlage ich bewusst; er ändert ja nichts an der Tatsache, dass ich heute wieder täglich denselben Weg gehe wie schon als 13-Jährige. Und doch, sage ich mir, während ich auf die Kreuzung Birchstrasse / Regensbergstrasse zusteure: Es ist erstaunlich, wie fremd mir dieses Mädchen geworden ist, das immer die Hausaufgaben machte, das sich im Unterricht nur meldete, wenn es absolut sicher war, die richtige Antwort zu kennen, dieses Mädchen, das vor Prüfungen physisch Angst verspürte und nach Prüfungen mit Lehrpersonen um einzelne Punkte stritt – für Viertel-, ja, für Zehntelnoten! War das wirklich ich? Ähnlich fremd ist mir die Lehrerin, die ich mit 23 war: Kürzlich ist es mir beim Zusammenstellen einer Prüfung passiert, dass ich eine Aufgabe, die einst die junge Frau Beeler formuliert hatte, nicht mehr lösen konnte. Was genau hätten die Schülerinnen und Schüler da zu Hauptmanns «Bahnwärter Thiel» schreiben sollen? Irgendetwas wäre mir dazu zwar sicher eingefallen, aber so glasklar und eindeutig wie damals schien mir die Antwort nicht mehr.

War ich früher die bessere Lehrerin? Für manche Schüler sicher, für andere sicher nicht. Es scheint ewig her, und ich muss lächeln, wenn ich daran denke, wie es mich vor 15 Jahren ärgerte, wenn ich irrtümlicherweise für eine Schülerin gehalten wurde. So jung schien ich – bis ich den Mund auftat und klarmachte, wer der Chef im Klassenzimmer war. Heute hält mich bedauerlicherweise niemand mehr für eine Schülerin – dafür weiss ich manchmal selbst nicht mehr so genau, ob ich mehr zum Lehren oder mehr zum Lernen an der KZN bin.

Eines aber weiss ich: Wenn ich die Halle im Trakt A betrete (durch diese Tür, die sich heute, anders als früher, automatisch öffnet), sind alle Gedanken an Venedig, an Paris, an Hamburg weg. Die orange Bank vor dem Physikzimmer 1 empfängt mich vertraut und löscht die Erinnerung an die roten Warnsignale des MFO-Gebäudes; ein glückliches Strahlen breitet sich unwillkürlich auf meinem Gesicht aus: Jeden Morgen komme ich nach Hause.

Das war schon immer so, merke ich – es ist vielleicht die entscheidende Gemeinsamkeit, die ich seit 25 Jahren mit mir selbst teile.

Wissen Sie: Ich war damals live dabei, als das MFO-Gebäude verschoben wurde. Und wenn ich ehrlich bin: Ich fand es ziemlich öd; ich habe nicht länger als 3 Minuten zuschauen mögen. Bewegung ist nicht eine Frage der Geografie, Veränderung nicht eine Frage von Metern oder Kilometern. An der Birchstrasse 107 steht nur still, wer stillstehen will. Ich aber steige lächelnd die Treppen zum Lehrzimmer hinauf. Für die nächsten 25 Jahre?



Verschiebung des MFO-Gebäudes 2012 (Bild wikimedia.org)

Jung gegen Alt – oder doch nicht?

Text und Bild Céline Demierre, F6bG

Céline Demierre, FMS-Schülerin und JUSO-Mitglied, macht sich in ihrem Artikel Gedanken darüber, wie sie den sogenannten «Generationenkonflikt» bei zwei Themen erlebt, die unsere Gesellschaftsdebatte in den letzten Jahren mitgeprägt haben: Den Klimawandel und das Queer-Sein, also das Leben als Teil der LBTQIA+-Community in der Schweiz, die Céline auch aus der Perspektive einer Transperson beobachtet.

Kein Generationskonflikt in der Klimakrise

Die Klimakrise ist die grösste Katastrophe in der Geschichte der Menschheit.¹ Sie führt zu Extremwetter, Meeresspiegelanstieg, Hungersnöten, dem Abschmelzen der Polkappen und Dürren und wird bald zu Migrationsbewegungen in ungeahnter Grösse führen.

Der Generationenkonflikt beim Klima besteht im Wesentlichen darin, dass die jüngeren Menschen den älteren Menschen vorwerfen, in der Vergangenheit zu sehr auf die Kosten der heutigen Zeit gelebt und zu wenig Klimaschutz geleistet zu haben. Die älteren wiederum haben keine Lust, sich ihren verdienten Wohlstand – sei dies, ein teures Auto zu fahren, in die Ferien zu fliegen oder Fleisch zu essen – wegnehmen zu lassen.²

Es stimmt sicher, dass in der Vergangenheit viel zu wenig für den Klimaschutz getan wurde und dass unsere Generation den Preis dafür zahlt – etwa durch Verzicht oder durch immer häufigere auftretende Katastrophen wie die Flut in Deutschland, Hurrikane in den USA oder Hitzewellen.³ Dass viel zu wenig reagiert wurde und wird liegt meiner Ansicht nach jedoch weniger am individuellen Versagen vergangener Generationen, sondern viel mehr am System, dem Kapitalismus, der ständig darauf angewiesen ist, die Ressourcen der Natur auszubeuten, um immer weiter zu wachsen. Auch die Darstellung, den älteren Generationen wäre die Klimakatastrophe «egal», da sie sie nicht mehr miterleben würden, halte ich für falsch.

¹ <https://www.greenpeace.de/klimaschutz/klimakrise> (28.1.2022).

² <https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/aufstand-gegen-die-babyboomer-ihr-habt-auf-unsere-kosten-gelebt/25211180.html> (28.12.2021).

³ <https://www.zdf.de/nachrichten/wirtschaft/klima-naturkatastrophen-kosten-swiss-re-100.html> (28.12.2021).



Gerade Eltern und Grosseltern ist es sehr wichtig, den Planeten für ihre Kinder und Enkelkinder zu erhalten.⁴ Dies zeigt sich in Bewegungen wie den Klima-Seniorinnen oder den Klima-Grosseltern, die Teil der wiedererstarkten Klimabewegung sind.⁵

LGBTQIA+ – Vorurteile und Akzeptanz

Bei queeren Themen ist die Darstellung häufig, dass die heutige Generation offener ist als die früheren. Beispielsweise werden Tatsachen, wie dass Transmenschen, Nichtbinäre und Agender existieren, fälschlicherweise⁶ als «Trend» dargestellt, dies vor allem von älteren Menschen, in deren Jugend Outings und das offen queere Leben gesellschaftlich weniger akzeptiert waren als heute. So führte die Weltgesundheitsorganisation (WHO) Homosexualität noch bis 1990 als Krankheit.⁷ Leider zeigen sich solche Vorurteile immer noch, zum Beispiel in der Politik, wo die jüngeren Menschen bei den Wählenden und Abgeordneten einen deutlich kleineren Teil ausmachen als die älteren. Beispielsweise wurde explizit entschieden,

⁴ <https://www.luzernerzeitung.ch/zentralschweiz/luzern/luzerner-pensionaere-wollen-die-jugendlichen-im-kampf-gegen-den-klimawandel-unterstuetzen-ld-1098416> (28.12.2021).

⁵ <https://meinklimaplan.fr.ch/klima-b-c/artikel/provoziert-das-klima-einen-generationenkonflikt.html>

<https://www.klimasenioren.ch/>
<https://www.klimagrosseltern.ch/wir/> (28.12.2021).

⁶ <https://www.theguardian.com/commentisfree/2021/sep/10/transgender-history-18th-century-female-husbands>
<https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/queerspiegel/wie-waere-es-mit-transgendergerechtigkeit-trans-und-inter-ist-kein-trend-sondern-eine-realtaet/26068330.html>

⁷ <https://www.pronovabkk.de/leben/trans-trender-gibt-es-einen-hype-um-transgender.html> (28.12.2021)

⁷ <https://www.swr.de/swr/aktuell/baden-wuerttemberg/mannheim/internationaler-tag-gegen-homophobie-who-homosexuell-mannheim-100.html> (28.1.2022)

Transmenschen nicht in den Diskriminierungsschutz aufzunehmen, und auch sonst bleibt noch viel zu tun.⁸ Die Annahme, dass ältere Menschen grundsätzlich queerfeindlich sind, ist aber sicher falsch und birgt die Gefahr, Verbündete und Mit-Queers vor den Kopf zu stossen. Die Veränderung der Gesellschaft hin zu mehr Akzeptanz für Queers begann, als die ältere Generation von heute noch jung war, vor allem die Stonewall Riots 1969 waren ein Wendepunkt.⁹ Dass damals Menschen für queere Rechte gekämpft haben, hat ermöglicht, dass heute mehr Menschen offen zu sich selbst stehen können.

Als Fazit würde ich sagen, dass der Generationenkonflikt oft durch die Medien und durch Populismus geschürt wird, um von den eigentlichen Ursachen der Probleme abzulenken. So ist es einem Ölkonzern wahrscheinlich nur recht, wenn wir mit unseren Grosseltern über deren Fleischkonsum streiten, anstatt zusammen mit ihnen gegen ebendiese Konzerne, die die eigentlichen Verursacher der Klimakrise sind, zu demonstrieren. Und Populistinnen und Populisten schüren den Konflikt gezielt, um gegen queere Minderheiten und die Klimabewegung zu hetzen. Dem können wir entgegenwirken, in dem sich beide Seiten, Jung und Alt, mit Offenheit begegnen und merken, dass sie eigentlich oft auf derselben Seite stehen.

Alt und Jung an einem Ort

Text Zeno Ischer, Livia Kleiner, Giulia Biason, W4m

Das gemeinsame Wohnen und Leben verschiedener Generationen werden immer mehr zum Trend. Ein gelungenes Beispiel dafür ist die Genossenschaft Kalkbreite in Zürich.

Die Kalkbreite ist eine Zürcher Genossenschaft, in der das soziale Leben an erster Stelle steht. Sie wurde im Jahr 2007 mit dem Ziel, die Prinzipien «Wohnen im Alter» und «Wohnen & Arbeiten» zu unterstützen, gegründet. Dies sind bis heute noch die Gründe, weshalb die Genossenschaft in Zürich einen solchen Erfolg feiern kann. Allerdings sollte man beachten, dass die Organisation nicht mit einem Generationenwohnheim verwechselt werden darf.

Die Genossenschaft ist in zwei Teile aufgeteilt, die Kalkbreite und das Zollhaus. Beide Anlagen bieten Wohnungen, kulturelle Veranstaltungen sowie Dienstleistungen an. Ein interner Wohnungswechsel ist ebenfalls jederzeit möglich.

Die Kalkbreite liegt in der Nähe des Wiediker Bahnhofs und besteht aus 82 Wohnungen, mit rund 250 Bewohnerinnen und Bewohnern. Die grösste Wohngemeinschaft der Anlage erstreckt sich über 17.5 Zimmer. Daneben gibt es aber auch die sogenannten «Clusters», die als Studios mit Bad und Küche für eine Person geeignet sind. Das Besondere daran ist, dass den Mieterinnen und Mietern ein Gemeinschaftsraum sowie eine Küche zur Verfügung gestellt werden. Als weitere Möglichkeit gibt es den «Cluster Grosshaushalt». Der Unterschied zum normalen «Cluster» liegt darin, dass der Gemeinschaftsraum keine Küche besitzt, sondern die 50 Bewohnerinnen und Bewohner von Mahlzeitangeboten profitieren können. Sogenannte «Wohnjoker» innerhalb des Gebäudes können zu einer Wohnung hinzugemietet werden und dienen so als zusätzliches Zimmer. Sie verfügen über eine Nasszelle, kommen jedoch ohne Küche aus.

Die zweite Anlage, das Zollhaus, liegt zwischen der Langstrasse und dem Hauptbahnhof. Auch hier wird eine soziale Durchmischung der Bewohnerinnen und Bewohner angestrebt. Die Dachterrasse bietet Platz zum Verweilen, Gärtnern und Spielen. Die Mieterinnen und Mieter können Blumen anpflanzen und schenken dadurch dem Kindergarten, der sich im Obergeschoss des Zollhauses befindet, einen grünen Spielplatz.

⁸ <https://queeramnesty.ch/diskriminierungsschutz-leider-nicht-fuer-alle/> (28.12.2021)

⁹ <https://www.britannica.com/event/Stonewall-riots> (28.12.2021)



Im Jahr 2014 wurde die Wohnsiedlung Kalkbreite eröffnet (Bild wenigeristgenug.eu)

Im Zollhaus selbst gibt es 1.5- bis 9.5-Zimmer-Wohnungen, die von Familien, aber auch von Wohngemeinschaften Ü60 genutzt werden. Die Hallenwohnungen sind einzigartige Möglichkeiten, ein Zuhause selbst zu gestalten. Von 2017 bis 2018 konnten Interessenten und Interessentinnen eine Bewerbung mitsamt Bauplan und Nutzungskonzept sowie langfristiger Finanzierung einreichen. Die Baubehörde akzeptierte jedoch keine dieser Einreichungen. So wurden im Sommer 2018 Zwischenwände eingebaut und es entstanden Wohnungen in den Grössen «S, M, L und XL».

In beiden Anlagen finden sich viele kulturelle Angebote: Die Mieterschaft der Kalkbreite profitiert beispielsweise von zahlreichen gastronomischen Bereichen, Läden für Hörakustik, Kleider und Biolebensmittel und sogar von einem Kino. Zudem verfügt die Gemeinschaft über eine günstige Kindertagesstätte, einige Arztpraxen und ein Geburtshaus. Auch stehen «Arbeitsjoker» zur Verfügung, die als zusätzlicher Raum für Anwohnerinnen und

Anwohner sowie auch für Gewerbe beansprucht werden können.

Das Zollhaus wiederum beherbergt ein Theater, in dem regelmässig Kurse, Trainings für unterschiedliche Organisationen sowie Seminare stattfinden. Das «Regenbogenhaus» ist eine Anlaufstelle sowie ein Treffpunkt für Fragen zu LGBTQ-Themen. Man findet dort auch ein Architekturforum und – ähnlich wie in der Kalkbreite – Restaurants, Cafés und Läden. Ausserdem finden sich in den Gebäuden viele Gesundheitsangebote, und die Kinder können einen Kindergarten im Dachgeschoss besuchen.

Mit alldem bezweckt man, dass für jede und jeden, ob Jung oder Alt, etwas Passendes dabei ist.

Musik und Instrumental-/ Gesangsunterricht an der KZN

Text Christian Alpiger (Musik)

Eigentlich ist es ein logischer Widerspruch, in einem Printmedium die «klingende Kunst» vorstellen zu wollen ... Oder, um es in den Worten von Franz Grillparzer (1791–1872) auszudrücken: «Beschriebene Musik ist halt wie ein erzähltes Mittagessen.» Trotzdem versuchen wir es: Wir möchten einen Einblick geben in das Fach Musik sowie in den Instrumental- und Gesangsunterricht an der Kantonsschule Zürich Nord, unter anderem mit Beispielen zu den verschiedenen Unterrichtsgefässen. Die Hörbeispiele sind jeweils mit dem dazugehörigen QR-Code abrufbar.

Das Fach Musik wird an der Kantonsschule geführt als Grundlagenfach, Schwerpunktfach im musischen Profil und Ergänzungsfach. Instrumental- und Gesangsunterricht können als Pflichtfach oder als Freifach besucht werden.

Dazu kommen viele verschiedene praktisch ausgerichtete Pflicht- und Freifachgefässe, die mit ihren regelmässigen Konzertbeiträgen massgeblich zum kulturellen Leben der Schule beitragen, Abschluss- und Eröffnungsfeiern musikalisch mitgestalten usw.

Im Folgenden werden einige dieser Gefässe beispielhaft vorgestellt.

Die Fachschaft Musik (v.l.n.r.):
Anne Katrin Schwarz, Christian Alpiger,
Oliver Benz, Dominik Auchli,
Gotthard Odermatt, Andreas Widmer,
Jardena Lang (es fehlt René Sachs).

Gefässe und Unterrichtsbeispiele, Impressionen und Einblicke von Schülerinnen und Schülern

Das Ergänzungsfach Musik

Text Sandra Hirter, AN6a

«Im Wesen der Musik liegt es, Freude zu bereiten». Die Kernaussage dieses Zitates, das dem griechischen Universalgelehrten Aristoteles zugeschrieben wird, haben wir uns vom Ergänzungsfach Musik besonders zu Herzen genommen und zu einem unserer Grundsätze gemacht. In der Gruppe nähern wir uns der Musik von

vielen verschiedenen Seiten an. Wir erkunden die Welt der Instrumente, tauchen in Kompositionen ein und besuchen Konzerte in der Tonhalle Zürich oder Vorstellungen im Opernhaus.

Die theoretischen Grundlagen der Musik werden gekonnt mit der Praxis verknüpft. Unsere Kreativität setzen wir beim Komponieren und gemeinsamen Musizieren um. Wir nehmen uns allerdings auch die Zeit und die Ruhe, einem Musikstück zuzuhören, es auf uns wirken zu lassen und danach über unsere Eindrücke und Gedanken zu sprechen. Dieses Eintauchen in die Musik beschränkt sich selbstverständlich nicht nur auf ein Genre. Genauso beschäftigen wir uns mit diversen Komponisten und Epochen und rekonstruieren auf diese Weise auch die Geschichte und Entwicklung der Musik von der Steinzeit bis heute. In Bandformation oder als Kammerorchester bringen wir die verschiedenen Musikrichtungen gemeinsam zum Leben, wagen uns an Instrumente, die wir bisher nie gespielt haben, oder sammeln Erfahrungen beim Singen.

Diese gemeinsame Reise soll die Freude an der Musik und am Ausprobieren von etwas Neuem wecken und eine Abwechslung vom kopflastigen Schulalltag sein.



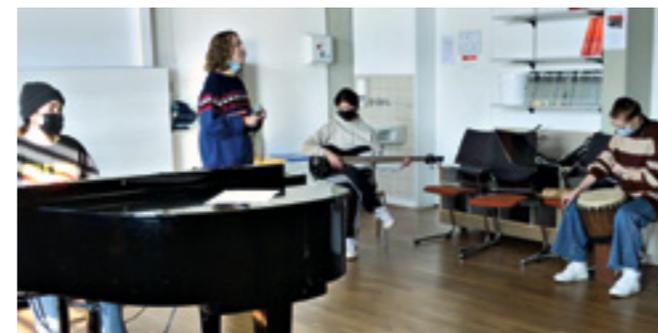
Ergänzungsfach Musik

Filmmusik-Projekt F5dK

Text Kai Krieg, F5dk, zum von ihm vertonten Clip:

Ich habe den Clip in etwa vier Abschnitte gegliedert. Den ersten Teil habe ich bewusst etwas eintöniger gestaltet, damit die Szene eher länger wirkt: Sie sollte ungeduldig machen. Die etwas fröhlichere, rätselhafte Melodie wird zuerst etwas höher, um die Monotonie zu unterbrechen. Sie sollte die Bildebene paraphrasieren, da der Protagonist nachdenklich aussieht. Weil diese mysteriöse Musik etwas eintönig wird, unterstützt sie die Szene, in welcher der Ermittler zu grübeln beginnt. Im zweiten Teil wollte ich die Musik ein bisschen energiegeladener und lauter haben, um dem Ganzen eine gewisse Hektik zu geben. Die Szene wird dadurch polarisiert, da es ohne die Musik unklar wäre, ob der Mann eher gelassen an die Sache geht oder sehr energiege-laden aufbricht.

Diese Hektik verliert sich bald, im dritten Abschnitt hört man Windgeräusche, denn in diesem Teil geht der Ermittler langsam über ein Feld. Mit der sich wiederholenden Melodie und den Geräuschen wollte ich Spannung erzeugen, damit die Zuschauerinnen und Zuschauer sich fragen, wieso die Musik plötzlich so düster wird. Sobald der Ermittler die Leiche des Mannes entdeckt, beginnt der letzte Teil. Die Musik verstummt und nur noch der Wind und ein Rauschen sind zu hören. Während der Ermittler sich zur Leiche hinunterbeugt, beginnt eine traurige Klaviermelodie.



«Rough Time»

Band-Projekt in den 6. Klassen der FMS im Profil Pädagogik

Text und Bild Chiara Behna und Jana Bill, F6hP

Im Fach Musik durften wir ein längeres selbständiges Projekt planen und durchführen. In einer kleinen Gruppe von drei oder vier Personen haben wir uns an das Schreiben und Komponieren eines Songs gewagt. Wir haben uns mit viel Unsicherheit an das Projekt getastet und es mit dem Auftritt unseres eigenen Songs im Unterricht beendet. Unsere Gruppe hat im Text Bezug auf die Zeit genommen, die wir coronabedingt zu Hause verbracht haben. Das Projekt hat uns viel Spass bereitet und wir haben gelernt, dass man auch mit sehr wenig Vorwissen ein kleines Stück schreiben und komponieren kann.



Hörbeispiel «Wenn Corona dann vorbei ist»



Hörbeispiel «Rough Time»

«Die Musik drückt das aus, was nicht gesagt werden kann und worüber zu schweigen unmöglich ist.»

Victor Hugo (1802–1885)



Screenshot des Filmmusik-Projekts von Kai Krieg



Link zum Filmmusik-Projekt



Bandworkshop

Die Abschlussarbeiten der 5. Gymnasiums-klassen im Grundlagenfach Musik

Text Ben Sager, M6g, zu seinem im vergangenen Sommer komponierten Projekt, das am Best-Of-Präsentationskonzert der besten Abschlussarbeiten vom 2. Juli 2021 aufgeführt wurde:

Beim Komponieren gibt es viele Schwierigkeiten und Hindernisse, die zu überwinden sind. Wichtig dabei ist, sich anfangs ein grobes Ziel zu setzen, auf welches man motiviert hinarbeiten kann. Gleichzeitig bringt man somit eine gewisse Struktur in sein Vorgehen. So bin auch ich vorgegangen: Als ich mit der Arbeit begann, setzte ich mir das Ziel, eine Jazzballade für ein Trio zu schreiben. Inspiriert und motiviert von Stücken dieser Stilrichtung, erarbeitete ich durch Ausprobieren und Improvisieren am Klavier meine Komposition. Das Vertiefen in die Entwicklung lohnt sich meiner Meinung nach definitiv, denn wenn das Stück langsam Form annimmt, wird das Proben umso interessanter und macht mehr Spass.

Dream #11 (Ballad)

Ben Sager (2004)



Notenausschnitt Komposition «Dream #11»

«Es ist nicht schwer, zu komponieren. Aber es ist fabelhaft schwer, die überflüssigen Noten unter den Tisch fallen zu lassen.»

Johannes Brahms (1833–1897)

U2 Wahlpflichtfach

Seit dem Schuljahr 2021/22 besuchen die 2. Klassen des Untergymnasiums nebst einer Musikstunde im Klassenverband neu auch eine Lektion in einem Wahlpflichtfach, das vor allem auf die musikalische Praxis ausgerichtet ist. Folgende Kurse werden aktuell angeboten:

- Chor
- Instrumentalensemble
- Ukulele Workshop
- Perkussion & Marimbaphon
- Band Workshop
- Steelband
- Latin Percussion
- Musikproduktion
- Songwriting/Arranging



Hörbeispiel «Dream #11»



Hörbeispiel Steelband

Statements aus den Kursen:

Aina Funk, U2e

Damit es für alle klar ist: Eine Steelband ist eine Gruppe von Musikern und Musikerinnen, die sogenannte Steel Pans spielt. Das sind ursprünglich alte Fässer aus Metall, die an verschiedenen Stellen jeweils unterschiedlich hoch klingen, wenn man mit einem Schlägel draufschlägt. Wir spielen verschiedene Stimmen, und es gibt dazu auch noch Perkussion. Für uns heisst das Abwechslung und jede und jeder darf alles einmal ausprobieren. Das Grossartige ist, dass wir anfangs noch nicht einmal wussten, was eine Steelband genau ist, und nun spielen wir schon gemeinsam ganze Lieder und nehmen an Konzerten teil. In dem Kurs haben wir durch praktische Arbeit viel musikalisches Wissen dazugelernt. Wir helfen uns gegenseitig, und da wir eine Band sind, ist es immer ein Miteinander. Das Beste ist aber, wenn wir nach der Notenzifferung (Einzelarbeit, die oft sehr lange dauert) endlich alle Stimmen zusammenfügen und das Stück gemeinsam spielen können. Die Steelband bildet einen tollen Kontrast zum normalen Schulalltag.

Sofia de Vito, U2d

Es ist cool, dass wir Kontakt mit anderen Klassen haben.

Ishan Shah, U2b

Es macht Spass, mit Leuten zusammen zu spielen, insbesondere mit solchen, die ähnliche Interessen haben.

Sebastian Vun Stjärne, U2d

Ich finde es interessant, ein Instrument zu spielen [Steel Pan], das nicht so gewöhnlich oder bekannt ist.

«Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum.»

Friedrich Wilhelm Nietzsche (1844–1900)

«Musik ist Stenographie der Gefühle.»

Lew Nikolajewitsch Tolstoi (1828–1910)

Die Big Band

Text Werner Meienberg (Klarinette)

Die Big Band der Kantonsschule Zürich Nord wurde vor 30 Jahren von Alois Heer gegründet. Nach dessen Pensionierung durfte ich die Leitung übernehmen. Innerhalb der Schule umrahmt die Big Band verschiedene Anlässe wie Eröffnungsfeiern, Informationsabende, Serenaden und Maturfeiern. Sie wird aber auch immer wieder für externe Konzerte angefragt. Zur Tradition geworden ist eine einwöchige Tournee ins Tessin zu Beginn der Sommerferien, bei der neben der Probenarbeit jeden Tag ein Konzert in einem Hotel oder auf einem öffentlichen Platz auf dem Programm steht. Das Repertoire der Band ist breit gefächert und enthält unter anderem klassische Big-Band-Standards der 40er-Jahre, lateinamerikanische Melodien, aber auch moderne Funk-, Rock- und Popnummern.

«One good thing about music, when it hits you, you feel no pain.»

Bob Marley (1945–1981)



Die KZN Big Band nach dem zur Tradition gewordenen Auftritt im Garten des Hotels Collinetta in Ascona, auf einem prachtvoll mediterran gelegenen Hügel direkt oberhalb des Lago Maggiore, am 11. August 2020.



Hörbeispiel Big Band

Rund ums Orchester: Vier klangvolle Jahre zusammengefasst

Text Sara Saidak, AN6b

Jeder weiss, dass der Schulalltag zum Teil recht ermüdend sein kann. Doch etwas, auf das ich mich jeden Freitag freue, ist das Orchester. In diesen zwei Stunden pro Woche geht es nicht darum, wie schlecht die Matheprüfung gelaufen ist oder weshalb es draussen schon wieder dunkel ist, sondern nur um diesen Moment, in dem man zusammen und als Einheit Musik macht. Die Erinnerungen, die mich mit dieser starken Gemeinschaft verbinden, sind im Rückblick etwas vom Positivsten meiner Gymi-Zeit.

Die lange Tradition, die unser Orchester an der Schule hat, zeigte sich bei vielen Anlässen: Sei es am stimmungsvollen, festlichen Winterkonzert in der Pauluskirche, beim Probeweekend in Wildhaus SG oder im Sommersemester an den Maturafeiern. In Vor-Corona-Zeiten gab es sogar die Möglichkeit, gemeinsam im Ausland aufzutreten, zum Beispiel anlässlich einer Reise nach Litauen.

Mich begeistert es immer wieder von Neuem, verschiedene Arten von Musik zu spielen, sei es Filmmusik oder Stücke aus dem Barock, der Klassik oder der Romantik. Diese Vielfalt und Abwechslung bringen Spannung in jedes neue Konzertprogramm; gleichzeitig vertieft sich dadurch aber auch mein Wissen über unterschiedliche Musikstile und Epochen.

Das gemeinsame Musizieren mit den verschiedensten Instrumentalistinnen und Instrumentalisten erfordert, dass man gut aufeinander hört und auf die Eigenheiten der Instrumente der anderen eingeht. Dadurch können die einzelnen Instrumente zu einem wohlklingenden und ausgearbeiteten Orchesterklang zusammenfinden.

Dieses Zusammenspiel hat mich musikalisch extrem weitergebracht, und durch die zum Teil langen Übungsstunden sowie das gesellige Beisammensein entstanden Freundschaften, die wohl die Zeit an der KZN überdauern werden.

«Das Beste in der Musik steht nicht in den Noten.»

Gustav Mahler (1860–1911)

Förderprogramm der KZN für musikalisch begabte und motivierte Schülerinnen und Schüler

Am 5. April 2019 fand an der KZN zum ersten Mal ein Vorspiel/Vorsingen für das Förderprogramm statt. Zehn Schülerinnen und Schüler wurden in das Programm aufgenommen und dürfen seit dem Herbstsemester 2019/20 statt einer halben eine ganze Instrumentallektion besuchen. Die zusätzlichen Kosten übernimmt die Schule.

Am 8. April 2022 fand dieses Vorspiel nun bereits zum vierten Mal statt. Von den ersten Teilnehmerinnen und Teilnehmern haben einige die Schulzeit mittlerweile abgeschlossen. Jedes Jahr werden neue Schülerinnen und Schüler in das Programm aufgenommen.

Aufnahmeverfahren

Zugelassen sind Schülerinnen und Schüler ab der 4. Klasse des Gymnasiums im Wahlpflichtfach (WPF), Grundlagenfach (GF) und Freifach (FF) und ab der 5. Klasse der FMS im Freifach.

Die Instrumentallehrpersonen gehen auf begabte und motivierte Schülerinnen und Schüler zu und schlagen ihnen eine Teilnahme vor. Nachdem diese ein Motivationsschreiben bei der Schulleitung eingereicht haben, können sie am Vorspiel/Vorsingen vor einer Jury, die aus drei Instrumentallehrpersonen besteht, teilnehmen. Aufgenommene Schülerinnen und Schüler wirken mindestens einmal pro Jahr an einem der vier Instrumentalschülerkonzerte mit, um ihre Fortschritte unter Beweis zu stellen.

Zurzeit sind folgende Schülerinnen und Schüler im Förderprogramm:

Lasse Bopp, AN6a / Maria Spillmann, W6m / Philipp Scherrer, W6m / Santiago Weisse, N5h / Sandra Hirter, AN6a / Jinoshan Srikanthan, M5f / Ben Sager, M6g / Lars Geiser, M5d / Alina Kallmeier, F6eP

Instrumentalunterricht und Sologesang an der KZN

Text Paul-André Läng (Klavier)

Keine musikalische Grundausbildung ohne eigene praktische Erfahrung im Sologesang oder am Instrument! Die Schülerinnen und Schüler kommen im Instrumentalunterricht und im Sologesang in den Genuss eines anderen schulischen Settings; sie werden im Einzelunterricht gefördert und gefordert und geniessen es, mit erfahrenen Profi-Musikerinnen und Pädagogen an Stücken zu feilen, die Spass machen. Sie lernen, dass kontinuierliches Arbeiten zu sehr befriedigenden und begeisternden Ergebnissen führen kann. Die erbrachten Leistungen zählen im Wahlpflichtfach (WPF), im Grundlagenfach (GF) und im Schwerpunktfach (SPF) zu 50 % für die Promotionsnote Musik.

Die Palette der Instrumente, die unterrichtet werden, ist gross: Fast alle Orchesterinstrumente stehen zur Verfügung. Momentan fehlen bloss das Horn und der E-Bass. Schon länger nicht mehr gewählt wurden der Kontrabass, die Harfe und die Panflöte.

Das absolute Lieblingsinstrument ist das Klavier. Auch Gitarre und Gesang sind sehr beliebt. Diese drei Instrumente wurden im Herbstsemester 2021/22 von 78 % aller Schülerinnen und Schüler gewählt.

Ein Überblick (HS 2021/22):

Instrument	Anzahl Lernende	Anzahl Lehrpersonen
Klavier	187	8
Gitarre/E-Gitarre	75	4
Gesang	69	4
Violine	28	2
Violoncello	6	1
Querflöte	6	2
Oboe	3	1
Fagott	1	1
Klarinette	6	1
Saxophon	11	3
Trompete	9	1
Posaune	1	1
Akkordeon	4	1
Schlagzeug	16	1
Total:	422	31

Ein Lob auf meine Musikwerkstatt!

Text und Bild Aline Laube, M6g



Mit der bevorstehenden Matura schliesse ich meine Schulzeit an der Kantonsschule Zürich Nord ab. Viele schöne Erlebnisse und Erinnerungen sind mit dieser Zeit verknüpft. Ganz besonders gerne denke ich an die Musikwerkstatt zurück: Diese Mischung aus Theater und Musical lockerte meinen Schulalltag auf und war eine willkommene und spannende Abwechslung zu den anderen Fächern. Auch wenn der Schultag manchmal sehr intensiv war, brauchte ich nur dem fröhlichen Gesang durch die Hallen der KZN zu folgen und schon war ich in einer anderen Welt: im Probezimmer der Musikwerkstatt. Da wurde wie wild diskutiert, gestikuliert, geprobt, gesungen, getanzt und geschauspielert, um das neue Stück einzuüben. Meine Müdigkeit war dann jeweils wie weggeblasen. Besonders gefallen hat mir stets, wie aus einer Idee eine Geschichte wurde und wie unsere kunterbunte und offenerzige Gruppe diese mit musikalischen Einlagen ausschmückte, bis daraus unser Musicalstück entstand. Und schlussendlich tut man auf der Bühne Dinge mit einer Selbstverständlichkeit, von denen man nie gedacht hätte, dass man sie sich trauen würde. Die Musikwerkstatt fördert definitiv die Auftrittskompetenz. Sie hilft, die Komfortzone zu verlassen, sich der Nervosität zu stellen und Sicherheit im Auftreten zu gewinnen. Oftmals war die Hauptprobe alles andere als «hauptprobenwürdig», aber dank der Unterstützung durch Rosina Zoppi (Leiterin der Musikwerkstatt), die stets die Nerven bewahrt und Meisterin im Improvisieren ist, kam unser Stück immer wieder auf Kurs. Und wenn wir dann vor dem Publikum standen und unser Stück erfolgreich aufführten, waren wir alle gleichermassen stolz und glücklich!

Das Musik-Förderprogramm: «Ein tolles Angebot für alle!»

Alina Kallmeier, F6eP,
Freifach Sologesang bei Bettina Weder
und Lasse Bopp, AN6a,
Freifach Saxophon bei Jochen Baldes

Jochen Baldes (Saxophon) und Bettina Weder (Gesang) haben Alina und Lasse zu folgenden Punkten befragt:

Weshalb haben Sie sich für Ihr «Instrument» entschieden?

L.B.: Ich hatte mir schon in der Primarschule vorgenommen, ein Instrument zu erlernen. Vor allem aus optischen Gründen hatte ich mich damals für das Saxophon entschieden – ich fand, dass es hübsch aussieht. Zusammen mit einem guten Freund fing ich an zu spielen, das hat mich von Anfang an motiviert und Spass gemacht.
A.K.: Die Musik war schon immer meine grosse Leidenschaft. Ich habe, seit ich denken kann – wo auch immer ich mich gerade befand – gesungen und war neugierig, etwas über die Gesangstechnik zu erfahren. Privatstunden sind in der Regel sehr teuer; an der KZN wird dagegen ein Teil der Kosten für den Instrumental- und Gesangsunterricht vom Kanton übernommen. Ein tolles Angebot, welches allen Schülerinnen und Schülern der KZN offensteht.

Was hat ihnen der Instrumentalunterricht bislang gebracht?

A.K.: Jede Stunde bringt neue Entdeckungen. Ich hätte nie gedacht, wie wandelbar die menschliche Stimme ist. Ich lerne ökonomisch mit meinem «Instrument» umzugehen, denn ein falscher Umgang kann Schäden am Stimmapparat verursachen. Mein Tonumfang hat sich enorm erweitert, und ich habe an Stimmvolumen gewonnen. Die stimmtechnische Arbeit ermöglicht es mir, mich auch emotional viel direkter auszudrücken. Ich lerne mich selbst besser wahrzunehmen, zu reflektieren, einfach authentisch zu sein. Dank dem Gesangsunterricht habe ich mehr zu mir selbst gefunden.

Was bedeutet Musik für Sie in Ihrem Leben?

L.B.: Musik hat einen hohen Stellenwert in meinem Leben. Einerseits höre ich – wie wohl jeder junge Mensch – sehr viel Musik, andererseits habe ich mein Sax, mit dem ich selber Musik machen kann. Es bedeutet mir sehr viel, selbst kreativ zu sein. Zudem bereitet es mir Freude und lenkt mich vom Stress in der Schule ab. Genauso wie der Sport.

Gibt es Parallelen oder auch Unterschiede zu Ihren sportlichen Interessen? Befruchten sich Musik und Sport sogar?

L.B.: Man könnte meinen, dass Saxophon und Team-sport wenig gemeinsam haben, doch das stimmt nicht. Ähnlich wie beim Sport muss man mit anderen Menschen zusammenspielen, man muss sich verständigen, einander zuhören und hat zusammen Spass. Sport und Musik haben sich für mich immer perfekt ergänzt, bei beidem konnte ich jeweils etwas fürs andere mitlernen.

Sie wurden fürs Förderprogramm nominiert und haben die Aufnahmeprüfung bestanden. Was hiess/heisst das für Sie?

L.B.: Lange Zeit hatte ich überhaupt keine Ahnung, dass es so etwas überhaupt gibt. In der doppelten Zeit bekommt man einfach viel mehr mit als in nur 25 Minuten pro Woche. Dementsprechend kann/muss man sich zu Hause auch zeitintensiver vorbereiten, was einen natürlich auch dazu bringt, mehr zu üben. Ich schätze diese Möglichkeit sehr und kann anderen Schülerinnen und Schülern nur empfehlen, sich darüber zu informieren und sich eventuell auch zu bewerben.
A.K.: Es war eine Ehre und es bedeutet mir viel. Eine halbe Lektion wird nun durch die KZN finanziert. Mir steht dadurch wöchentlich die doppelte Unterrichtszeit zur Verfügung; somit mache ich noch schneller Fortschritte und kann mich in den Instrumentalschülerkonzerten regelmässig einbringen.

**«Es ist gar nicht so schwer,
vom Blatt zu spielen,
wenn man es nicht
vor den Mund nimmt.»**

Markus M. Ronner (1938–2022)

«D'Strings vom Norde»

Text Sandra Hirter, AN6a

Bereits Wolfgang Amadeus Mozart sagte: «Ohne Musik wär' alles nichts». Musik erfreut, entspannt, lässt Raum für Träume und Gedanken und schafft Erinnerungen. Wir verbinden Musik in unseren Köpfen mit diesen Gedanken und Bildern, besonders wenn wir sie selbst spielen. Viele meiner schönen Erinnerungen an der Kantonschule Zürich Nord verbinde ich mit der Musik, die ich gemeinsam mit anderen Schülerinnen und Schülerin im Ensemble Nordstrings mache. Die Musik soll zum Leben erweckt und vom Papier in die Ohren des Publikums gebracht werden. Das Ensemble hat sich dies durch vielseitige Projekte, wie dem aktuellen Programm «Grenzen» in Kooperation mit den Tänzerinnen und Tänzern der KZN und Charl de Villiers (Klavier; musikalischer Leiter und Komponist der Produktion) zum Ziel gesetzt. In einer kammermusikalischen Gruppe, die sich nicht nach dem Taktstock eines Dirigenten richtet, bedarf es ganz speziell der zwischenmenschlichen Interaktion. Es muss aufeinander gehört, einander angesehen und miteinander geatmet werden. Die Rolle der Konzertmeisterin muss wie in einem Orchester geführt werden, jedoch führen sich im Endeffekt alle Musizierenden gemeinsam an. Die Musik soll einen erfassen, von der eigenen Stimme weg und zu der des Pultnachbarn führen, damit sich die Stimmen vermischen und sich zu einem grossen Ganzen vereinen. Als grosses Ganzes, das Werke verschiedener Komponisten (z.B. A. Vivaldi, P. Glass, J. Williams) unterschiedlicher Epochen spielt, wollen wir unser Publikum berühren und so die Schönheit des Moments und den verbindenden Charakter der Musik zelebrieren.

**«Musiker lieben Dirigenten,
die hören,
Zuschauer lieben Dirigenten,
die turnen.»**

Manfred Hinrich (1926–2015)

Als Instrumentallehrpersonen an der KZN unterrichten:

Alain Schudel	Cello
Andreas Szalatnay	Klavier
Andreas Widmer	Saxophon
Bettina Weder	Gesang
Charl de Villiers	Klavier
David Beer	Gitarre
Dominic Boller	Klavier
Edmauro Souza de Oliveira	Gitarre
Eugenija Kupryte	Klavier
Gotthard Odermatt	Oboe
Gregor Müller	Klavier
Herbert Kistler	Trompete
Inge Böck	Harfe
Jochen Baldes	Saxophon
Johann Bernard	Schlagzeug
Kristina Schoch	Blockflöte
Larisa Aeschbach	Klavier
Michael Boner	Gitarre
Michael Reid	Klarinette
Olga Mishula	Hackbrett
Paul-André Läng	Klavier
Philip Powell	Posaune
Roland Schmid	Querflöte
Rosina Zoppi	Gesang
Ruedi Marty	Akkordeon
Sabina Conradin	Klavier
Sandro Müller	Querflöte
Simone Füssler	Gesang
Stefan Dangel	Fagott
Susanne Dubach	Violine
Urs Güntensperger	Gitarre
Victor Pulver	Gesang
Werner Meienberg	Klarinette
Yukiko Ishibashi	Violine

Von Mord und Liebe

Von «Tells Geschoss» aus Schillers *Wilhelm Tell* zu Grenouilles Würgegriff in Patrick Süskinds *Parfüm*, von Goethes «In deinen Küssen welche Liebe» zu Rilkes «Lösch mir die Augen aus»: Mordszenen und Liebeserklärungen schmückten die Posterwände des A-Traktes in den letzten Monaten. Interessierte Beobachterinnen und Beobachter wurden überdies dazu eingeladen, eigene Mordszenen und Liebeserklärungen zu verfassen oder ihre Lieblingsliebeserklärungen zu teilen, die wir gerne auch hier im *Nordpool* präsentieren.

Wer die literarischen Morde und Liebeserklärungen noch einmal lesen möchte, findet sie hier:

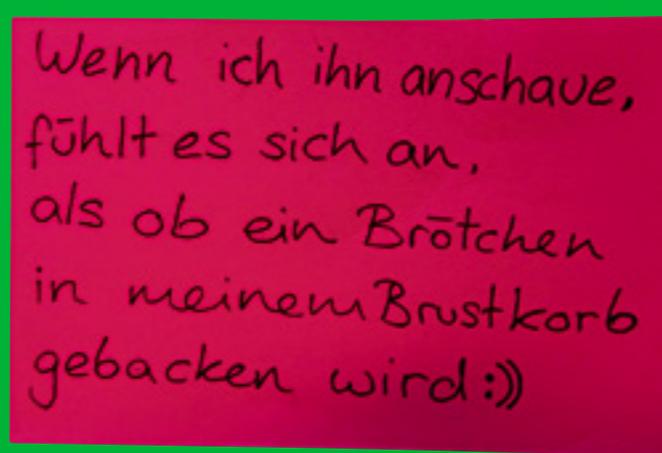
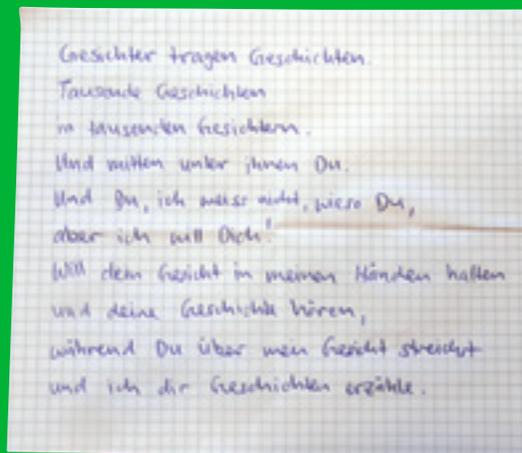


Liebeserklärungen



Morde

Liebeserklärungen



Übrigens:

Diese Ausgabe des *Nordpool* hat kein Rätsel, aber natürlich eine Gewinnerin des letzten Rätsels – wir gratulieren Annina Biri, ehemals A6a, zu zwei Kinogutscheinen!

Mordeinsendungen

Deine Seele die Meine

Text Tamara Pohl, K5c

In dem Moment, als das Messer ihre Haut teilte, durch ihr warmes Fleisch glitt, immer tiefer, ihr süßes Blut über seine Finger strömte, da öffnete sich in ihm eine Welt, die ihm bis zu diesem Moment verborgen geblieben war.

Es war, als würde sich ihre Seele an hauchdünnen, silbernen Fäden um die eiskalte Klinge des Messers schlingen, an ihr emporklettern, über seine in Blut getränkten Fingerspitzen, die zitterten vor Gier, in Ekstase. Und die Fäden ihrer Seele, die genauso schön waren, wie sie es war – gewesen war – glitten an seinem Arm empor und umschlangen ihn.

Endlich tat sie, was er wollte, nun war er Herr ihrer Seele, ihrer eigenen Seele, endlich.

Und die Fäden schlängelten sich an seiner Schulter vorbei, um seinen Hals, schnürten sich immer fester zusammen, fester und fester und fester und tot.

Der Fall vom G.

Text Christian Suter (Englisch)

Den Mord am G. hatten der N. und ich ja kommen sehen, aber dass dem G. so jäh der Garaus gemacht wurde, kam selbst für uns überraschend. Während den Ferien hatte ich mit dem N. noch gewitzelt: «Du, wie lange gibst du dem G. noch?», und der N. hatte nur gelacht und gesagt, «Das ist doch nur eine Frage von der Zeit», oder so ähnlich. Nun, jetzt ist der G. Geschichte. Der N. und ich verdächtigen ja den D. Geschickt gemacht hat das der D., spekulierte der N. Hat dem Leben vom G. nicht einfach ein Ende bereitet, oh nein. Stück um Stück hat er die Glieder vom G. abgesägt und in der Mitte vom See versenkt. Und das vor den Augen von der Öffentlichkeit, im vollen Wissen, dass es kaum einen kümmert. Schon dreist, dieser D. Während den Ferien hat der N. ja noch gewitzelt, «Du bist dann der Nächste, A.» Aber so schnell wie dem G. lasse ich mir vom D. auf keinem Fall den Garaus machen.

Narzissen

Text Sumeya Eren, N5j

Das Telefon klingelte. Ein schönes Telefon eigentlich, rot lackiert. Es musste fast so alt wie sie selbst sein. Sollte sie abnehmen?

Die Blumen sind schön, sprach sie in den Hörer.

Kurzes Schweigen.

Dann: Danke.

Sie waren gelb, die Blumen auf dem Tisch vor ihr. Narzissen wahrscheinlich.

Weisst du, meldete sich die andere Stimme. Fünfundvierzig Jahre sind eine lange Zeit. Die erste Frau lächelte. Tatsächlich.

Am anderen Ende der Leitung seufzte die Anruferin.

Du hast ihn getötet. Und ich habe dich gejagt. Ich bin nicht besser als du, musst du wissen.

Ich weiss. Sie lachte abermals.

Diesmal liess sich die andere Frau davon anstecken.

Du bist mir wirklich ans Herz gewachsen, sagte sie leise.

Immer warst du mir einen Schritt voraus. Du bist echt raffiniert, weisst du das?

Ich fühle mich geehrt. Der rote Hörer liegt schwer in meiner Hand.

Ich bin müde. Kohlenmonoxid?

Stille.

Ich bin empört.

Leises Lachen. Besser als ein Messer im Herz, meinst du nicht?

Fair. Gratuliere. Sie schmunzelte. Also dann.

Also dann.

Die Narzissen verschwammen vor ihren Augen.

Nur ein Schuss

Text May Oehler, F6dK

Nur ein Schuss mit der Pistole in den Kopf, und sie war tot. Eine betäubende Euphorie erfüllte seine Brust, während er ihren leblosen Körper betrachtete. Sie lag da, noch immer mit derselben Eleganz wie zu Lebzeiten. Dort wo eigentlich ihr Kopf gewesen wäre, war ein karmesinroter Teich. Wenn er ihn länger betrachtete, sah er Rosen aus dem Teich wachsen. So etwas Schönes hatte er noch nie gesehen, ein melancholisches Meisterwerk. Er richtete seine Krawatte und zuckte vor Freude. Sein Werk war endlich vollbracht.

Schulwege

Zwei Schulwege, zweimal «Persönlich»:
Livia Kleiner, W4m, erzählt vom
verschlafenen Nest Boppelsen, Yasemin
Dinekli (Deutsch) erinnert sich an ihren
Schulweg in Berlin.

Boppelsen

Text Livia Kleiner, W4m

Es ist sechs Uhr in der Früh. Boppelsen, ein kleines Dorf im Furttal, erwacht langsam. Die frühen Vögel sind schon unterwegs, doch das Dorf ist noch ruhig. Die Kinder müssen erst zwei Stunden später in die Schule. Nicht aber wir Gymischülerinnen und -schüler, die sich um 6.45 Uhr aus dem Haus schleppen, um ins Gymi zu fahren. Der Bus, der uns zum Bahnhof Otelfingen bringt, ist schon nach Boppelsen gut gefüllt. Wir haben das Glück, in Otelfingen zuzusteigen, denn nach Buchs ist es schwer, einen Sitzplatz zu finden. Und wenn dann die S6 mal keine Verspätung hat, kommen wir um 7.20 Uhr in Oerlikon an, wo uns dann entweder der Bus, das Tram oder unsere Füsse zur Schule bringen. Nach einem anstrengenden und hoffentlich zufriedenstellenden Tag dürfen wir dann entweder zum Bahnhof rennen oder 40 Minuten warten. Doch wenn man zurück in sein Dorf kommt und auf dem Nachhauseweg den Bauernhof schon von Weitem riecht, man sich nur gute Schuhe anziehen und fünf Minuten laufen muss, um in der Natur zu sein, und man sich an seine ruhige Kindheit auf dem Land erinnert, lohnen sich die Strapazen auf einmal wieder.

Zeit zum Arbeiten und Nachdenken

Text und Bild Yasemin Dinekli (Deutsch)

O ja, ich bin tatsächlich eine Spezialistin für lange Schulwege. Als ich vor 22 Jahren noch in Berlin-Kreuzberg gelebt habe, brauchte ich geschlagene anderthalb Stunden für den Weg zur Schule in Spandau: U-Bahn, Bus und Fussweg – also verlorene drei Stunden am Tag? Nicht wirklich. Es wurde zu meiner Lebensphilosophie, die Zeit zu nutzen. Ich habe mir immer ein bis zwei Lektionen zur Vorbereitung gelassen, und da ich sie am gleichen Tag halten musste, musste ich konzen-

triert während der 45-minütigen U-Bahn-Fahrt arbeiten. Auf dem Rückweg dann der erholsame Part: in Ruhe Zeitung lesen, alles, was mich von der ersten bis zur letzten Seite interessierte. Es war wie eine Art Ritual, ich fühlte mich bestens über die Welt informiert und es half mir, vom vielen Elend, das ich auf dem Weg sah, innerlich Abstand zu halten: viele blasse, vor sich hin stierende Gesichter, aggressive Typen, denen ich nicht im Dunkeln begegnen mochte, immer wieder von Drogen gezeichnete Menschen und Bettelnde, die ihre Schicksale in einstudierten Worten vortrugen. Berlin halt. Nach dem Umzug in die Schweiz erschien mir mein Schulweg von Männedorf nach Oerlikon wie ein Klacks, mit dem Auto maximal 60 Minuten, je nach Verkehr und Baustellen. Meist geniesse ich es, Hörbücher zu hören. Wenn es ein besonders spannendes ist, freue ich mich schon auf die Fahrt. Oft aber herrscht Stille: Wenn ich mich gedanklich auf meine Aufgaben vorbereite oder dann, wenn es etwas gibt, worüber ich ernsthaft nachdenken muss. Und ich weiss: Am Ende steht die Lösung eines Problems oder eine Entscheidung. Diese Ruhe braucht es, bevor ich ins tägliche Getümmel an unserer grossen Schule eintauche. Dann bin ich gewappnet und innerlich im Lot.



Zwei Lateinlehrer auf der Suche nach Draculas Gebiss

Text und Bilder Felicitas Gerber (Latein)

«Seid ihr schon beklaut worden?», schrieb mein weitgereister Schulfreund, kaum waren wir in Bukarest gelandet. Nein, wir waren nicht beklaut worden, und so sollte es auch während der ganzen drei Wochen bleiben, in denen wir das aufstrebende, multiethnische Land in Südosteuropa mit seinen rund 20 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern bereisten. Wie sich doch gewisse Vorurteile hartnäckig halten! Wie gerne man doch aufgrund von Unkenntnissen falsche Annahmen macht! Ein wenig unerwartet, das müssen wir ehrlich zugeben, fühlten wir uns vom ersten Augenblick an rundum wohl in Rumänien. Während der ganzen Reise, die uns von der Hauptstadt zuerst in den Süden, dann in den Westen, nach Norden und schliesslich über einen längeren Aufenthalt in Siebenbürgen bis nach Constanța am Schwarzen Meer führte, erlebten wir nicht eine einzige unangenehme oder gar gefährliche Situation. Die Rumänen sind freundliche, lebensfrohe und unkomplizierte Menschen, sie sind gesellig und der Musik zugewandt, aber sie sind auch äusserst arbeitsam und versehen mit einem ausgeprägten Sinn für das Machbare. So gibt es in einigen Städten – wohl aus lauter Begeisterung fürs Heimwerken – sogar eine Stradă Hornbach. Und was im Reiseführer stand, stimmt: Die Rumänen sind ein wenig technikverrückt, ja in vielen Bereichen ist Rumänien technisch deutlich weiter entwickelt als der Westen. So gibt es beispielsweise in ganz Rumänien keine Parkuhren mehr. Die Parkgebühren werden direkt via SMS abgerechnet, Wohnungstüren öffnen sich öfters per App und unter einem beinahe wandgrossen, topmodernen Flachbildschirm in jedem (sic!) Zimmer geht gar nichts. Trotz der Technikmanie, der immensen Bautätigkeit und des wirtschaftlichen Aufschwungs – in Rumänien herrscht Vollbeschäftigung – ist Rumänien sehr traditionsbewusst. Erstaunlich, ja geradezu bewundernswert, wie sie den Spagat zwischen Modernisierung und Tradition schaffen! Und der Tradition, der Überlieferung wegen waren wir ja auch gekommen.

Als Lateinlehrpersonen wollten wir während unseres Weiterbildungsurlaubes einerseits erfahren, welche Art von romanischer Sprache sich im Verlaufe der Zeit in der Provinz Dacia (römisch ab 106) ganz im Osten des Imperium Romanum entwickelt hatte. Wie wir wissen, wurde die Provinz Dacia so schnell romanisiert wie sonst keine andere. Welche Auswirkungen auf die Ausbildung der romanischen Sprache, die in diesem Gebiet entstand, hatte das? Von einer Freundin hatten wir gehört, dass die Rumänen, wie der Name es ja schon sagt, sich als Nachfahren der alten Römer betrachten. Wie und wo würde sich dies manifestieren, haben wir uns gefragt. Ausserdem wollten wir auf den Spuren Kaiser Trajans (Kaiser von 98 bis 117), unter dessen Herrschaft das Römische Reich seine grösste Ausdehnung erfahren hatte, und seines Stararchitekten, Apollodor von Damaskus, wandeln. So begann unser Weiterbildungsurlaub also gewissermassen mit einer Hommage an Kaiser Trajan und mit einer Besichtigung des Tropaeum Traiani sollte er dann enden.

Ein erstes Highlight bescherte uns bereits die Sonderausstellung mit der Copia Columnei lui Traian – «Die Trajanssäule» im Nationalmuseum in Bukarest. Wie oft schon hatten wir auf unseren Romreisen mit Schülerinnen und Schülern die Reliefs der Trajanssäule auf dem Trajansforum in Rom aus der Ferne und mit mühsam schief gelegtem Kopf studiert! Hier in Bukarest konnten wir die Säule als Ganzes, ihren Aufbau und jedes Relief einzeln wunderbar in Ruhe und auf Augenhöhe bestaunen. Die Reliefs gaben Aufschluss über die Dakerkriege, über die topographischen Besonderheiten der römischen Provincia Moesia und die technische Überlegenheit der Römer. In der Antike wurde das Gebiet des heutigen Rumänien seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. von Geten und Dakern besiedelt. Nach dem Sieg des in die Provincia Moesia einfallenden Dakerkönigs Decebalus wurde das Gebiet später unter Kaiser Trajan im Jahre 106 römisch. Die Provincia Dacia, an deren Namen die mit der Hilfe des Renaultkonzerns gegründete Automarke «Dacia» erinnert, blieb bis im Jahre 271 römisch. Dies erklärt, warum das rumänische Volk sich noch heute als Nachfahren der Römer betrachtet, was auch durch die in allen Städten aufgestellte römische Wölfin dokumentiert wird.

Genau deswegen hat man auch im 19. Jahrhundert das kyrillische durch das lateinische Alphabet ersetzt sowie den Wortschatz gegenüber den slawischen Einflüssen mit Hilfe von Latein, Italienisch und Französisch bewusst weiter romanisiert. Sprachgeschichtlich begann alles mit dem soldatisch geprägten Vulgärlatein, das die Eroberer mitbrachten. Mischehen zwischen römischen Soldaten und Dakerfrauen werden nebst dem Gebrauch

des Vulgärlateins als Amtssprache dabei geholfen haben, ein eher krudes lateinisches Idiom zu verbreiten. Daraus entwickelte sich das sogenannte Proto-Rumänisch; bezeugt durch Texte ist Rumänisch aber leider erst seit dem 16. Jahrhundert. Die 2'500 meistverwendeten Wörter ergeben folgendes Bild: 76 % der Wörter stammen aus romanischen, 15 % aus slawischen, und 9 % aus anderen Sprachen, wobei Ungarisch und Türkisch eine prominente Rolle spielen. Fazit: Rumänisch ist von der Herkunft her eine klar romanische Sprache; die einzige übrigens, die noch über ein funktionierendes Deklinationssystem (fünf Fälle einschliesslich Vokativ) verfügt. Entwickelt hat es sich allerdings in engem Kontakt zu den umgebenden nicht-romanischen Balkansprachen, mit denen es auch einige signifikante syntaktische Erscheinungen teilt, z. B. das Fehlen des Infinitivs bzw. dessen Ersetzung.

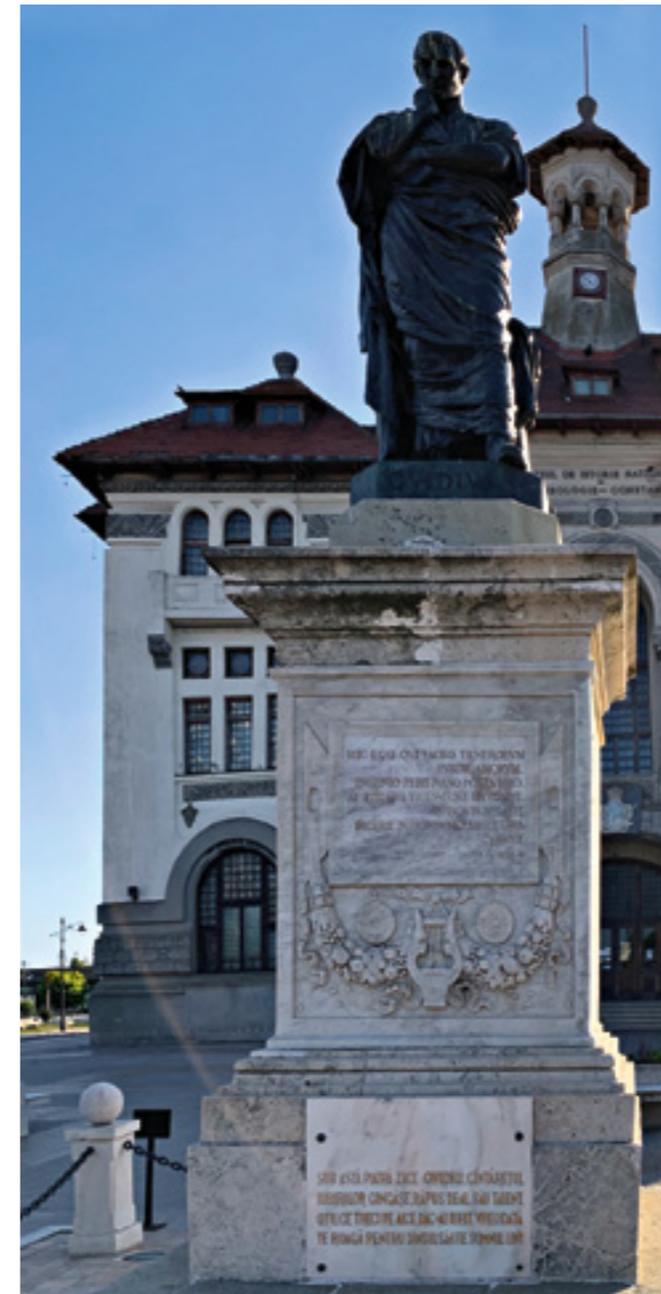
Hier noch ein Beispiel für die Nähe des Rumänischen zum Italienischen bzw. Lateinischen:
Cognosco historiam Europae fortiter bene. (Lateinisch)
Cunosc istoria Europei foarte bine. (Rumänisch)
Conosco la storia d'Europa molto bene. (Italienisch)

Das moderne Rumänien entstand übrigens aus der Vereinigung der beiden Donaufürstentümer Moldau und Walachei im Jahre 1859 als Fürstentum bzw. ab 1881 als Königreich Rumänien, das sich stark an französischen Vorbildern orientierte. Seit 1990 ist Rumänien eine semipräsidentielle Republik.

Nach dem Besuch des Nationalmuseums spazierten wir durch die Innenstadt von București, die von vielen Gebäuden im französischen Stil geprägt ist und die Besucherinnen und Besucher mit eleganten und variationsreichen Wasserspielen erfreut. Ob die Rumänen wohl die Vorliebe für Nymphäen bereits von den alten Römern geerbt haben oder ob wohl hier das Vorbild Paris Pate stand? Darüber rätselten wir, während wir uns in einer ehemaligen Kawanserei ein herrliches Abendessen gönnten. So lernten wir auch die schmackhafte rumänische Küche kennen, die eher fleischlastig ist und sich als eine bunte Mischung aus österreichischen, ungarischen, griechischen und türkischen Gerichten darstellt. Die Nationalgerichte *mămăligă* (= Maisbrei/Polenta) und *sarma* (= Krautwickel) haben es uns zusammen mit der *ciorbă* (= eine leicht saure Fleisch- oder Gemüsesuppe) besonders angetan. Wir freuten uns auch, dass unser Versuch, auf Rumänisch zu bestellen, offenbar gelungen war und man uns, als die leckeren Speisen vor uns standen, *poftă bună*, «guten Appetit», wünschte. Apropos Fleisch: Wenn ein Rumäne nicht glücklich wirkt und

man sich bei ihm erkundigt, ob etwas nicht stimme, stellt man meist die Frage: «Ist dein Schwein gestorben?» Schon bald hiess es vorerst Abschied nehmen von București; *mă bucur* («es freut mich»), können auch wir sagen, nicht nur der Hirte Bucur, der nach der Sage an einem schönen Ort wegen der grünen Weide am Fluss mit seiner Herde sesshaft – eben *resti* – geworden sein soll. Mit *mă bucur* und einem breiten Grinsen seines einsatzbereiten Gebisses dürfte übrigens auch Graf Dracula seine Gäste empfangen haben, aber davon später. Vorbei an vielen Mais- und Sonnenblumenfeldern begegnete uns auf der Fahrt nach Craiova und an die Donau nebst vielen Autos auch ab und zu ein Fuhrwerk. Wir waren froh, unseren ursprünglichen Plan, Rumänien mit der Eisenbahn zu bereisen, aufgegeben zu haben. Es fahren nämlich nur wenige Züge und sowohl Schienennetz als auch Rollmaterial sind sehr renovationsbedürftig. Allerdings ist das Autofahren auch nicht ganz ohne. Die Autos sind hier, wie übrigens auch die Strassen, alle in hervorragendem Zustand. Es gibt nur ein einziges Problem: Offenbar muss hier jede und jeder – zwanghaft – seinen Vordermann überholen, egal ob vor einer Kurve oder mit Gegenverkehr. Dementsprechend beklemmend wirken dann die unzähligen Gedenktafeln für Verunfallte und Tote, welche wirklich jede Landstrasse säumen.

Bei schönstem Wetter kamen wir in Drobeta Turnu Severin, das an der rumänisch-serbischen Grenze liegt, an und konnten gleich eine Hauptsehenswürdigkeit unserer Reise besichtigen, nämlich den *Podul lui Traian*, die Trajansbrücke über die Donau. Sie wurde in den Jahren 103–105 im Auftrag von Kaiser Trajan bei seinem zweiten Feldzug gegen die Daker von dem genialen Baumeister und Architekten Apollodor von Damaskus (der zur selben Zeit neben weiteren Brücken im ganzen Imperium Romanum auch die Trajansmärkte in Rom erbaute) errichtet. Sie überspannte die Donau in einer speziell flachen Holzkonstruktion auf einer Länge von sage und schreibe 1,1 Kilometern. Glücklicherweise und zufrieden darüber, dass wir vor einem gut konservierten Brückenpfeiler standen, überlegten wir, ob wir das eher unscheinbar wirkende Museum überhaupt noch besuchen sollten. Zum Glück taten wir dies. Lange müssen wir suchen, bis uns ein Museum einfällt, das mit so viel Herzblut, Inspiration und Liebe eingerichtet ist. Museumsdidaktik vom Allerfeinsten, Reenactment vom Allerbesten! Einmal mehr zeigte sich, dass die Rumänen ihr Erbe wachhalten und pflegen, einmal mehr zeigte sich ihre bemerkenswerte Gabe, Altes mit Neuem unter Zuhilfenahme modernster Technik gewinnbringend zu verbinden.



Ovidstatue in Constanța

Unsere nächste Station hiess Timișoara/Temeswar. An einem Sonntag ging es über die waldreichen Südkarpaten Richtung Nordwesten. Vorbei an Maisfeldern, Schafherden, Strassendörfern und bunten Hochzeiten auf dem Dorfplatz gelangten wir in die Stadt, die 2021 Kulturhauptstadt Europas war. Hier, auf der *Piața Unirii* hatte die Revolution 1989 ihren Anfang genommen. Die Proklamation von Timișoara, in der die Aufständischen

am 11. März 1990 ihre politischen Ziele darlegten, ist das erste Dokument des demokratischen Rumäniens. Von den unglaublich schönen, z. T. frisch renovierten Jugendstilbauten aus der Zeit der Donaumonarchie, den höflichen und die Musik liebenden Menschen und der gelebten ethnischen Vielfalt hier waren wir restlos begeistert. Am Sonntagabend schlenderten viele Familien und Paare sichtlich zufrieden und ein Glacé schlemmend über die *Piața Victoriei*. Die einen schienen uns eher ungarischer Herkunft zu sein, die andern stammten vermutlich aus dem Balkan und wiederum andere hätte man überall in Europa treffen können. Der Bürgermeister von Timișoara ist seit 2020 der 38-jährige Dominik Fritz aus dem Südschwarzwald, der sich zuvor einige Jahre für karitative Einsätze in Rumänien aufgehalten hatte. Während auch wir eine feine Eisspeise genossen, erklang plötzlich Klaviermusik. Jemand hatte den Flügel, der unter einem kleinen Vordach auf der *Piața Victoriei* stand, abgedeckt und nun setzten sich immer wieder neue Musikstudentinnen und -studenten an das Tasteninstrument, um zur allgemeinen Unterhaltung in den Sommerabend hineinzuspielen.

Unsere Reise führte uns bald weiter in den Norden, in die Jugendstilstadt Oradea, die allein eine Reise wert ist, und später in die Grenzstadt Sighetu Marmatiei, welche direkt an der ukrainischen Grenze liegt. Hier wollten wir dem rumänisch-jüdischen Schriftsteller und Holocaust-Überlebenden Elie Wiesel (1928–2016) unsere Ehre erweisen. Das kleine Museum, sein Geburtshaus, war am frühen Nachmittag geschlossen und so setzten wir uns im ruhigen Garten auf eine Bank, betrachteten die Statue des Friedensnobelpreisträgers vor uns und lasen in seinem Buch «Die Nacht», in dem er von seinen Erfahrungen in Auschwitz als Kind erzählt. Es bewegte uns zutiefst.

Vom Norden aus ging es dann weiter nach Siebenbürgen, genauer gesagt, nach Sibiu/Hermannstadt. Hier sollten wir exemplarisch Entscheidendes über die Mentalität der Rumänen erfahren. Sibiu liegt in der geographischen Mitte Rumäniens. Die Stadt wurde von «sächsischen» Siedlern im 12. Jahrhundert im Auftrag des ungarischen Königs Géza II. (1141–1162) als Bollwerk gegen die Osmanen auf einem ausgebauten Hochplateau erbaut und befestigt, dies sogar dreifach. Es waren übrigens keine Sachsen – der Name hat sich durch ein Missverständnis gehalten –, sondern Siedler aus dem Rhein-Mosel-Gebiet und Flandern, was die bekannten rot-grünen Blumenmuster ihrer Trachten zu erklären vermag. Sibiu wuchs schnell, entwickelte sich wirtschaftlich gut und die «Sachsen», die ihre Autonomie behielten, blieben unter sich. Sie traten bei der

Reformation geschlossen zum evangelischen Glauben (Augsburger Bekenntnis, 1530) über. Erst als Siebenbürgen 1692 an Österreich angegliedert wurde, liessen sich Siedler anderer Nationen in der Stadt nieder und heute leben hier vorwiegend Rumänen, aber auch je etwa 2'000 Ungaren, Deutsche und Roma. 2007 war Sibiu zusammen mit Luxemburg Kulturhauptstadt Europas. Der amtierende Staatspräsident Rumäniens, Klaus Iohannis (*1959), stammt aus Sibiu und war dort von 2000 bis 2008 Bürgermeister. Iohannis bezeichnet sich als «ethnischen Deutschen und rumänischen Staatsbürger». Er hat übrigens an der dreisprachigen (rumänisch-ungarisch-deutschen) Universität in Cluj-Napoca/Kolosvar/Klausenburg Physik studiert. Während wir in Sibiu die drei grossartigen, ineinander übergehenden Plätze und die historischen Bauten in der Oberstadt bewunderten, drang aus der evangelischen Pfarrkirche Orgelmusik und so traten wir gerne ein. Kaum standen wir in der Apsis, als sich uns ein freundlicher, junger Mann näherte. Beflissen und sachkundig setzte er sogleich zu spannenden Erklärungen an, selbstverständlich auf Deutsch. Als wir uns im weiteren Gespräch als Lateinlehrpersonen vorstellten, ergriff der junge Mann die Gelegenheit, uns betreffend einer lateinischen Inschrift auf einer Grabplatte zu befragen. So kam es schliesslich, dass wir, zu dritt vor der Grabplatte auf staubigem Boden kniend, ja, schon fast liegend, fleissig die Inschrift übersetzten und ich mir ein leises Schmunzeln nicht verkneifen konnte. Der junge Mann allerdings stand für uns mit seinem Eifer, seiner Akribie und seiner Tatkraft exemplarisch für genau die Tugenden, die wir in Rumänien in vielen Bereichen des Lebens sehen konnten. In Europa weist kein anderes Volk eine so hohe Quote von Wohneigentum auf wie das rumänische, und das merkt man auch: Überall wird gearbeitet, ausgebaut, gemauert, gespachtelt und gepinselt, oft sogar am Wochenende. Die Neuinvestitionen werden gepflegt, die älteren Gebäude renoviert und überall sind die Sanitäreinrichtungen sauber und funktionstüchtig, auch über Land und auf Rastplätzen entlang der Landstrassen. Und hier vielleicht noch ein Wort zum rumänischen Geld, dem *Leu*, dem «Löwen». (Der Plural heisst *Lei* = «Löwen»). Die rumänischen Geldscheine sind nicht nur ästhetisch ansprechend und natürlich völlig intakt, sondern sie sind auch die ersten Polymerscheine der Welt, mittlerweile sogar in zweiter Generation.

In der Mitte Rumäniens liegt auch Schloss Bran, die angebliche Residenz von Graf Dracula. Ohne jetzt weit ausholen zu wollen, hat hier womöglich das historische Vorbild Draculas, der Woiwode des Fürstentums Walachei Vlad III. *Drăculea* (*Tepeș*) gelebt. Mitte des

15. Jahrhunderts hat er sich grosse Verdienste um die Abwehr der Osmanen erworben, dabei aber ausgesucht brutale Methoden angewandt, die ihm den Spitznamen *Vlad*, «der Pfähler» eingetragen haben. Noch heute hört ein Rumäne die Bedeutungen «Drache» (lat. *draco*) und «Teufel» in der Wurzel seines Namens, *drac*. Natürlich liessen wir es uns nicht nehmen, dem seit Bram Stokers gewordenen Vampir-Fürsten einen Besuch abzustatten – schliesslich waren wir ja auf der Suche nach seinem Gebiss. Die Suche blieb allerdings erfolglos und auch den mitgebrachten Knoblauch, die Hostienbeutel und den Herzpfehl konnten wir nicht zur Anwendung bringen, da Graf Dracula leider gerade nicht zu Hause war. Insgesamt fanden wir den Besuch auf Schloss Bran nur aus historischen Gründen interessant. Es findet sich dort nämlich eine informative Ausstellung über das rumänische Königshaus, weil Königin Maria dort ihren Hauptwohnsitz hatte.

Über die Ostkarpaten und die Walachei fuhren wir nun in den Südosten des Landes, nach Constanța, der letzten Station unserer Reise. In den Sommermonaten herrscht hier viel Betrieb, die Gegend dient dem Badetourismus und als Partymeile. Uns wehte Ende September beim Spaziergang auf der gepflegten Hafenspazierpromenade einfach ein wohliger warmer Wind um die Nase, als wir die Stadt am Schwarzen Meer besichtigten. Constanța, das im 7. Jahrhundert v. Chr. auf einer Landzunge im Schwarzen Meer von Griechen aus Milet unter dem Namen *Tomoi/Tomis* gegründet worden war, ist heute mit knapp 300'000 Einwohnerinnen und Einwohnern die fünftgrösste Stadt Rumäniens. Ausser Rumänen leben hier seit langer Zeit Türken, Tataren, Roma, Griechen, Ungaren, Russen, Lipowaren und Deutsche friedlich zusammen und so befinden sich an der Hauptachse der Stadt sowohl eine Moschee als auch eine orthodoxe Kirche. Wir waren hauptsächlich wegen Ovid (*43 v. Chr.-18 n. Chr.), dem *magister tenerorum lusorum amorum*, gekommen. Ihm bzw. seiner Statue statteten wir also zuallererst einen Besuch ab. Der römische Dichter, der vor allem für seine «Metamorphosen» berühmt ist, war von Kaiser Augustus im Jahre 8 nach Tomis verbannt worden und starb auch hier. Generationen von Historikerinnen und Historikern haben schon nach dem Grab des berühmten Dichters gesucht, vergebens! Wir schätzten uns aber schon glücklich, den Ort zu kennen, wo er gewirkt hatte, und dem *Genius loci* nachgespürt zu haben. In Rumänien bewahrt man ein besonders schönes Andenken an den Dichter: «Ovidiu» ist ein geläufiger Vorname, nicht nur am Schwarzen Meer!



Sibiu / Hermannstadt by night

In Constanța konnten wir ein weiteres Mal erkennen, was die rumänische Kultur ausmacht. Sie ist gekennzeichnet durch verschiedenste historische Epochen und durch eine in Europa einzigartige Vielfalt. Aber am schönsten war für uns zu sehen, wie die modernen Rumäninnen und Rumänen den Willen und die Fähigkeit haben, die verschiedenen Einflüsse, Tradition und Modernisierung kreativ miteinander zu verbinden. Wir sind dankbar, während unseres Weiterbildungsurlaubes Einblicke in das wunderschöne und inspirierende Land im Osten

Europas bekommen zu haben, *mulțumim frumos pentru tot* (= wir danken schön für alles). Sobald es geht, werden wir Rumänien wieder besuchen und dann heisst es: *Mergem la România!* (Während ich diese Zeilen schreibe, sind meine Gedanken unaufhörlich bei den Menschen in Rumänien, das mit der Ukraine eine lange Grenze teilt.)

Auf nach Spanien und Kanada

Der Pandemie zum Trotz nahmen mehrere Schülerinnen und Schüler der KZN 2021 ein Austauschjahr in Angriff, darunter auch Jenö Aegerter und Titus von Götz aus der AN4a. Sie berichten von ihren Eindrücken aus Squamish in Kanada und Benamocarra in Spanien.

Benamocarra in Málaga, Spanien

Text und Bilder Titus von Götz, ehemals AN4a

Mein Wunsch, ein Austauschjahr anzutreten, entwickelte sich vor anderthalb Jahren.

Ich spürte ein Verlangen, einfach mal aus dem grauen, ermüdenden Schweizer Alltag auszubrechen und mich wieder einmal frei zu fühlen. Sofort dachte ich an ein Austauschjahr.

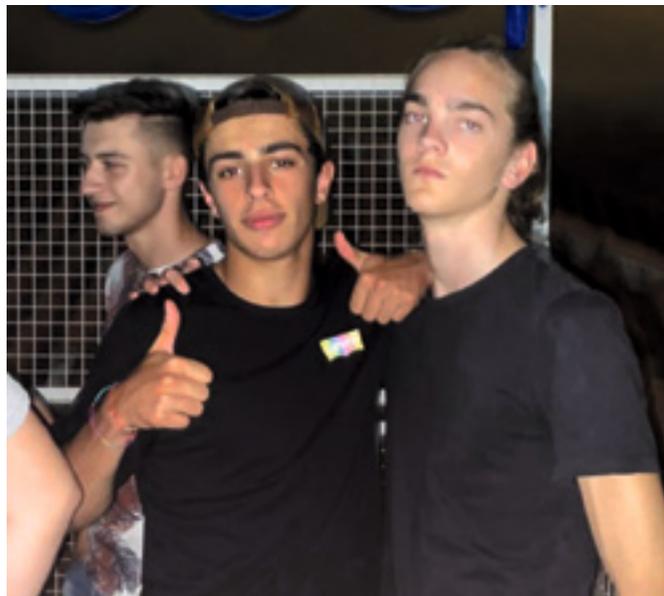
Ich war schon immer fasziniert von der spanischen Sprache und Spaniens offenen und liebevollen Bewohnerinnen und Bewohnern, mit denen ich schon in zahl-

reichen Ferien Erfahrungen gemacht hatte. Also suchte ich eine Austauschorganisation, bewarb mich online und wurde prompt in das Programm aufgenommen. Ich musste auf den letzten Drücker noch die Organisation aufgrund von Corona ändern, am Ende ging aber alles gut. Im September 2021 sollte es losgehen. Meine Gastfamilie wurde mir zwei Monate vor meiner Abreise bekanntgegeben.

Schliesslich sass ich im Flieger, schaute hinunter auf Zürich und konnte es kaum fassen, für ein Jahr einfach weg zu sein. Es war ein seltsames, aber schönes Gefühl, und als mich dann meine Gastfamilie am Flughafen abholte und wir in mein neues Zuhause fuhren, brachte ich kein Wort heraus. Als ich jedoch bald darauf reali-

sierte, wie liebenswert meine Familie war und mich als einen Teil von ihnen sah, taute ich schnell auf und redete die ersten Worte mit meinen neuen Brüdern und deren Freunden. Mein Spanisch wurde immer besser, und durch einen Wechsel der Schule im vierten Monat lernte ich unglaublich viele Leute kennen. Mittlerweile kenne ich acht «Álvaros».

Ich freue mich so sehr auf alles, was noch kommt, und natürlich auch darauf, meine eigene Familie und Freunde aus der Schweiz wiederzusehen.



Lorenzo (ein italienischer Austauschschüler) und ich



Amanda (US-amerikanische Austauschschülerin) und ich



Mein Gastvater und meine zwei Gastbrüder an meinem Geburtstag



Mein kleiner Gastbruder Damian und ich am Strand



Die Boys aus meiner neuen Schule

Squamish in British Columbia, Kanada

Text und Bilder Jenö Aegerter, ehemals AN4a

With respect and gratitude, I acknowledge the ancestral and unceded territory of the Skwxwú7mesh Nation where I live and learn.

Mit diesem Satz anerkennen die Menschen in Squamish, dass sie auf dem Gebiet der Skwxwú7mesh (ausgesprochen: Squamish) leben. Die Skwxwú7mesh sind das indigene Volk, das schon lange hier in der Region lebt. Vor etwas mehr als sechs Monaten bin ich in

Kanada gelandet und verbringe mein Austauschjahr hier in Squamish.

Squamish befindet sich zwischen Vancouver und Whistler, ungefähr eine Autostunde von Vancouver entfernt. Während der Woche gehe ich jeden Tag von 8.57 Uhr bis 15.17 Uhr zur Schule. Ich habe jeden Tag dieselben vier Fächer für 79 Minuten. Dieses Jahr hatte ich die Möglichkeit, Fächer wie «professionelles Kochen» oder «skills exploration» (in diesem Fach lernt man Schmieden, Schweißen und weitere handwerkliche Techniken) zu besuchen.

Nach der Schule gehe ich mit den Hunden meiner Gastfamilie spazieren oder bouldern [das Erklettern von Felsblöcken – Anm. d. R.]. Squamish ist bekannt für gute Klettermöglichkeiten und Mountainbike-Routen. An den Wochenenden fahre ich meistens mit meinen Freunden nach Whistler, um Ski zu fahren. Ich empfehle jedem, der die Möglichkeit hat, in ein Austauschjahr zu gehen und diese Chance zu nutzen – Es lohnt sich!



Der *logger sports event* findet jedes Jahr in Squamish statt, dabei werden Wettkämpfe in verschiedenen Holzfäller-Disziplinen ausgetragen. Auf dem Bild sieht man das Baumklettern. Daneben gibt es zum Beispiel Axt-Wurf und das Balancieren auf einem Baumstamm im Wasser.



Aussicht auf Howe Sound, Bucht vor Squamish



Ich vor dem Inuksuk, auf dem Gipfel von Whistler Mountain am Skifahren (Bild Frank Prévot)



